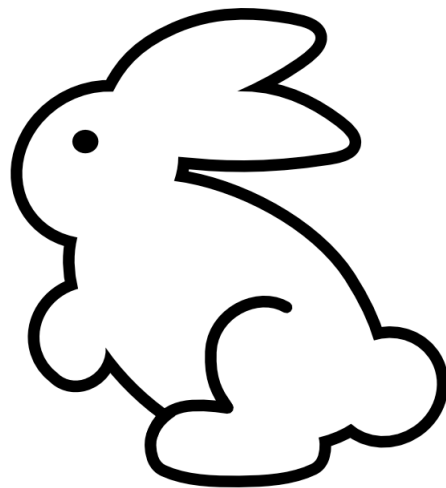


Günter Scheidler
Robby van Haaken

WEISSER HASE

Die Geschichte eines Heimkinds



RvH

Günter Scheidler
Robby van Haaken

WEISSER HASE

Die Geschichte eines Heimkinds

Kinderheim, Kinderpsychiatrie, Missbrauch, Gewalt und
Trauma, medizinische Experimente und eine verweigerter
Schulbildung.

1. Auflage 2017

918V13

Herausgeber: Robby van Haaken Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Günter Scheidler

www.guenter-scheidler.de

*Das Schlimmste, das man der Wahrheit antun kann,
ist sie zu kennen und dennoch zu ignorieren.*

Jacques Benigne Bossuet

Alle Rechte vorbehalten © RvH 2017

Inhaltsverzeichnis

	Vorwort	Seite 3
1	Wie alles begann	Seite 5
2	Die Fahrt ins Ungewisse	Seite 8
3	Das große rote Haus	Seite 11
4	Tag und Nacht in der Kinderpsychiatrie	Seite 16
5	1966	Seite 20
6	Aufs Kreuz gelegt	Seite 26
7	Auf eigenen Beinen	Seite 32
8	Tote Kinder sind gute Kinder	Seite 36
9	Räckerlein	Seite 40
10	Von Hexen und Nonnen	Seite 44
11	Unter Hyänen	Seite 49
12	Zuckerbrot und Peitsche	Seite 52
13	Back to school	Seite 58
14	Abhauen war doch (k)eine Option	Seite 62
15	Stellungswechsel	Seite 69
16	Schwester Maquereau	Seite 73
	Nachwort von Günter Scheidler und weitere Informationen	Seite 79

Vorwort

Günter Scheidler wurde 1957 geboren. Er hat seine Kindheit in Kinderheimen und der staatlichen Kinderpsychiatrie verbracht. Als ungewolltes Kind hat es gereicht, daß er aufgrund von aggressiven Stimmungen als „debil“ in eine Kinderpsychiatrie abgeschoben wurde.

In diesem Buch erzähle ich seine Geschichte, die er mir in vielen langen Gesprächen anvertraut hat. Alle im Buch geschilderten Fakten beruhen auf seinen persönlichen Erlebnissen und viele der Gegebenheiten und Anekdoten sind durch Zeitzeugen bestätigt. Nach über 50 Jahren, in denen er über seine Kindheit geschwiegen hat, aus Scham, aus Verdrängung und mit der Angst, ihm würde eh niemand Glauben schenken, war es ihm ein tiefes Anliegen, diese Geschichte öffentlich zu machen. Nicht aus Rache oder Geltungsbedürfnis, nicht um damit spätes Mitleid zu erregen.

Sein Schicksal ist nur eines von vielen und es gibt viele, die weniger Glück hatten als Günter Scheidler. Für sie erzählt er seine Geschichte.

Ich zolle Günter für seinen Mut und seine Kraft meinen höchsten Respekt.

Robby van Haaken

Wie alles begann

Mein Name ist Günter Scheidler, geboren am 14. Oktober 1957 in Wuppertal. Traditionell entbunden ließ mich meine Mutter - wohl in Übereinkunft mit dem zuständigen Jugendamt - im Krankenhaus zurück. Ihr Name wurde mir lange Zeit vorenthalten und es gab niemanden, den ich mit „Mama“ anreden durfte. Überhaupt gab es in meiner Kindheit oft niemanden, mit dem ich sprechen durfte. Einen Vater hatte ich sicher auch, aber weder Vater noch Mutter waren mir vergönnt. Meine Mutter hatte mich also nach meiner Geburt in die Obhut des Staates übergeben, unfähig und unwillig sich meiner anzunehmen. Mein Vater wusste nichts von meiner Geburt und so verbrachte ich das erste halbe Jahr meines Lebens an dem Ort, an dem ich das Licht der Welt erblickte.

An all das kann ich mich nicht erinnern. Niemand kann sich an das erste halbe Jahr seines Lebens erinnern. Erinnerungen an die eigene Kindheit sind, so glaube ich, immer ein wenig unwirklich, so wie einem Film. Und je schlechter der Film, desto weniger mag man sich erinnern. Ich möchte Euch von meinen wenigen Erinnerungen erzählen, vom Kinderheim im bergischen Land, dem Land der Ritter und der Burg an der Wupper, die ich nie gesehen habe, weil ich weggeschlossen wurde, erst in einem evangelischen Kinderheim im beschaulichen Odenthal, dann in der Kinderpsychiatrie der Rheinischen Landeskliniken Langenfeld und schließlich im katholischen Kinderheim Sankt Joseph in Gelsenkirchen.

Sankt Joseph war ein Heiliger, so steht es in der Bibel, der Ziehvater von Jesus, er war Zimmermann und der Mann von Maria. Als ich ein Kind war, dachte ich oft an den kleinen Jesus. Ich wusste, auch ich habe einen Vater und eine Mutter – und ich habe auf beide gewartet: Jedes Wochenende, wenn viele der anderen Kinder Besuch von Ihren Eltern bekamen. Nur blieb ich damals stets allein und niemand sagte mir warum.

Wenn ich heute auf diese ersten Erinnerungen meines Lebens zurückblicke, dann kreisen meine Gedanken an den besten und einzigen Freund, den ich damals hatte. Es muss 1963 gewesen sein und wieder war Jesus im Spiel. Wenn Familien die Geburt Jesu feiern, dann ist Weihnachten, das muss eine tolle Sache sein. Ich weiß es nicht, ich habe es nie erlebt. Aber Weihnachten 1963 habe ich zum ersten Mal gespürt, dass es etwas Besonderes auf sich haben muss mit dem kleinen Jesus, denn alle Kinder im Kinderheim bekamen Geschenke. Und als ich an der Reihe war, im kalten Winter 1963, da wurde ich reichlich beschenkt. Erst einmal mit einer kleinen Lokomotive, die konnte fahren wenn man eine Batterie hineinsteckte – und in meinen kindlichen Träumen fuhr ich mit ihr bis ans Ende der Welt. An diesem Tag wollte ich nur eins: Irgendwann einmal, wenn ich groß bin und nicht mehr weggeschlossen werde bevor es dunkel wird, Lokomotivführer zu werden, oder Schaffner. Hauptsache jemand, der überall dort hin kann, wohin der Zug fährt und nicht eingeschlossen an einem Ort, wohin niemand kommt um mich zu besuchen. Weit, weit weg.

Ich bekam nicht nur eine Lokomotive, ich bekam auch einen neuen Freund. Einen Hasen. Einen kleinen weißen Plüschhasen. Ich war plötzlich nicht mehr allein, dort am Ende der Welt, und wenn mich schon niemand dort besuchen kam, so hatte ich nun endlich jemanden, der mir immer zuhörte. Ich hatte einen Freund und Verbündeten. Es war Weihnachten und rund um die Krippe in der Jesus lag, gab es Tiere. Schafe, Ziegen, und ganz bestimmt auch Hasen. Ganz bestimmt, man sieht sie nicht immer, Hasen sind ja sehr klein. Und auch ich war klein. Aber mit meinem neuen Freund, dem weißen Hasen fühlte ich mich nun nicht mehr so klein und allein. Das brachte allerdings nun nicht nur gutes.

Mit dem kleinen weißen Hasen an meiner Seite fühlte ich mich stark genug, als Weihnachten vorbei war, die Batterie in der Lokomotive leer und ich nicht mehr in meinen Gedanken in die Welt außerhalb des kleinen Kinderheims reisen konnte, immer lauter zu fragen: „Warum kommen die großen Menschen immer nur zu den anderen Kindern? Warum kommt niemand zu mir?“ Ich hatte so viele Fragen. Zu viele.

Ich wollte Antworten. Doch statt der Antworten kam im März 1965 ein dunkler VW Käfer. Er war ganz anders als meine kleine Lokomotive und er brachte mich nicht zu den schönen Orten, die ich in meinen Gedanken mit meiner Lokomotive bereist hatte, als die Batterie noch funktionierte. Und es war auch kein Platz im Auto für meinen einzigen Freund, den kleinen weißen Hasen. Das Auto brachte mich auf direktem Weg in die Hölle.

Die Fahrt ins Ungewisse

Es war Mittwoch, der 10. März 1965 und der Tag begann wie jeder andere auch. Vor solch einem Tag brauchte man sich im evangelischen Kinderheim Odenthal wirklich nicht zu fürchten. Man wurde mehr oder weniger sanft um 7 Uhr geweckt und machte sich unter Aufsicht eines eleganten Fräuleins gemeinsam mit den anderen Jungs vom Schlafsaal aus auf den Weg. Erst in den Waschraum, dann zum Frühstück. Gesprochen wurde nicht viel, worüber auch. Der Alltag war geregelt und eintönig, jeder Tag war wie der andere: Aufstehen, waschen, Frühstück, bei schlechtem Wetter in den Spielsaal, bei gutem Wetter auch schon mal in den großen Garten. Mittagessen, Spielraum, Waschraum, schlafen. Aufregung gab es unter der Woche nicht, die gab es nur am Wochenende. Am Freitag und am Samstag, wenn viele der anderen Kinder Besuch bekamen, auf den sich viele die ganze Woche über freuten, dann wurde noch weniger gesprochen als sonst und es lag eine seltsame Stimmung in der Luft, eine seltsam spannende Atmosphäre. Schweigend, und im gebügelten Hemd statt im Pullover warteten meine Spielkameraden auf Ihre Mamas und Papas, Onkel, Tanten, auf große Menschen halt, die mit Ihnen sprachen, Ihnen den Kopf streichelten, mit ihnen lachten und sie oft auch mitgenommen haben.

Ich habe an diesen Freitagen und Samstagen auch gewartet. Irgendwann wird schon jemand kommen, dachte ich mir. Jemand, der mit mir spricht und auch meinen Kopf streicheln würde. Niemand kam.

Auf meine Fragen an das elegante Fräulein das mich durch unsere monotone Tagesroutine mit häufig erhobenem Zeigefinger begleitete, warum denn niemand zu mir kommt – es war jeden Freitag und jeden Samstag die gleiche Frage – bekam ich manchmal ein mitleidiges Lächeln, manchmal ein ganz leises „Tsssss“, aber nie eine Antwort. Im fast leeren Spielzimmer setzte ich mich dann anschließend auf den Boden, meinen Freund, den weißen Hasen im Arm, und drehte mich sitzend im Kreis. Und jede Woche wurden es ein paar Kreise mehr.

Nun, an diesem 10. März kam dann doch jemand zu mir. Aber es war nicht Wochenende, also spürte ich, er wollte mich gar nicht besuchen, es kam nie jemand zu Besuch unter der Woche. Aber was wollte er dann? Ich konnte ihn sehen, wie er beim Frühstück mit dem eleganten Fräulein gesprochen hat und immer wieder zu mir schaute. Das Marmeladenbrot auf meinem Teller rührte ich nicht an vor lauter Angst und als alle anderen Kinder ins Spielzimmer geführt wurden, nahm mich das elegante Fräulein an die Hand und ich musste mir Schuhe und Jacke anziehen. Der fremde Mann war nicht gekommen, um mit mir zu reden oder um mir über den Kopf zu streicheln. Wortlos nahm das elegante Fräulein meine Hand und zu dritt gingen wir den langen Flur entlang, hinaus durch die große schweren Eingangstüre die sich leise und wie von Geisterhand hinter uns verschloss, bis auf den Parkplatz vor dem Haus.

Der fremde Mann wechselte ein paar Worte mit dem eleganten Fräulein, öffnete die Türe des dunklen VW Käfers, klappte den Sitz nach vorne und sah mich auffordernd an. Wortlos stieg ich ein, das elegante Fräulein folgte mir auf den Rücksitz. Der fremde Mann nahm hinter dem Steuer Platz, startete den lauten Motor und wir fuhren los.

Als wir an der großen schweren Eingangstür vorbeifuhren, drehte ich mich kurz um und sagte leise: „*Keine Angst weißer Hase, ich bin bald wieder da*“. Ich wusste nicht, dass ich mein Versprechen nicht halten werde. Mir war kalt, ich hatte Angst und ich hörte und spürte den lauten Motor des Käfers hinter mir auf dem Weg durch die kurvigen Straßen des morgendlichen, seltsam still anmutenden bergische Landes.

Das große rote Haus

Auf dem großen Schild neben der Einfahrt zu diesem großen roten Backsteinbau stand „Rheinische Landeskliniken Langenfeld“. Das wusste ich nicht, ich konnte es nicht lesen. Nicht weil ich kurzsichtig gewesen wäre, ich konnte nicht lesen denn ich hatte noch nie eine Schule von innen gesehen. Obwohl ich bereits fast 9 Jahre alt war und damit schon über 2 Jahren schulpflichtig, durfte ich nicht zur Schule gehen. Ich weiß nicht, warum man mir eine ordentliche Schulbildung verweigert hat und damals wusste ich auch nicht, dass mir eine solche Schulbildung zugestanden hätte. Bücher oder Schilder waren etwas für große Menschen, das war eben so. Ich wäre gerne zur Schule gegangen, aber das musste warten.

Der dunkle Käfer rollte langsam auf den sauberen Parkplatz vor dem großen roten Backsteinbau und der fremde Mann parkte das Auto in gekonntem Bogen direkt vor dem Haupteingang in einer markierte Parkbucht. Er stellte den Motor ab und stieg aus, das elegante Fräulein folgte ihm und sah mich schweigend aber auffordernd an. Ich wollte nicht aussteigen, aber wenn große Menschen einem so eindringlich in die Augen schauen, dann muss man wohl. Hier schien es noch kälter zu sein und es war windig, das elegante Fräulein nahm mich an die Hand und folgte dem fremden Mann über die Stufen hinauf, durch eine gigantische Doppeltüre hinein in einen großen Flur. Der Flur war hell erleuchtet, es war geheizt und es roch nach Medizin.

Den Geruch kannte ich, er machte mir keine Angst. Ich hatte in Odenthal mal so starke Halsschmerzen, daß man mich in ein Krankenhaus gebracht hat, da hat es auch so seltsam gerochen. Dort hat man mir die Mandeln herausgenommen, war gar nicht so schlimm, ich bekam danach soviel Eis, wie ich wollte und die Halsschmerzen waren bald vergessen.

Das elegante Fräulein und der fremde Mann waren in einer Tür auf dem Flur verschwunden und ich musste auf einem großem Holzstuhl warten. Ich fasste mir langsam an den Hals und dachte mir „Der Hals tut mir doch gar nicht weh“. Ich konnte mir absolut nicht erklären, warum man mich hierher, in ein Krankenhaus gebracht hatte. Niemand sagte mir, dass es ein Krankenhaus war und das große Schild konnte ich ja nicht lesen. Aber was so riecht wie ein Krankenhaus und so aussieht wie ein Krankenhaus, das muss wohl ein Krankenhaus sein.

Als die Türe wieder aufging, in die der fremde Mann und das elegante Fräulein verschwunden waren, kam eine große weiß gekleidete Frau mit einem komischen weißen Hut auf dem Kopf heraus und das elegante Fräulein folgte ihr. Sie blieben kurz stehen, sprachen miteinander, dann kamen sie zu mir und das elegante Fräulein schaute mich an und sagte „So, das hier ist jetzt Dein neues Zuhause, das hier ist Schwester Elisabeth und sie passt jetzt auf Dich auf. Viel Glück“. Dann drehte sie sich um und ging den Flur entlang, dahin, woher wir gekommen waren.

Ich schaute ihr nach und hörte die Türen hinter ihr mit einem seltsamen Echo zufallen. Mein neues Zuhause? Was war mit meinem alten Zuhause passiert dachte ich mir, ich muss doch zurück zu meinem weißen Hasen. „Komm!“ hörte ich große weiße Frau hinter mir sagen, aber ich schaute weiter in die Richtung, in die das elegante Fräulein verschwunden war. Ich begann zu weinen.

Schwester Elisabeth packte unsanft meinen Kopf und drehte ihn zu sich. „Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit! Und jetzt komm schon.“ Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht, rutschte von dem großen Stuhl und stand neben der großen weißen Frau. Ich schaute auf den Boden, es waren kleine schwarze und große weiße Fliesen. Schwester Elisabeth gab mir einen kleinen Schubs und ich setzte einen Fuß vor den anderen. Sie ging voraus und ich folgte. Ich sah wie meine Tränen auf die weißen und schwarzen Fliesen fielen, ich schaute immer nur auf den Boden.

Erst als Schwester Elisabeth eine große Tür mit eisernem Rahmen öffnete, schaute ich auf. Ich folgte ihr aus dem Haus auf einen asphaltierten Weg nach links. Ich schaute mich um und sah einen ordentlich gepflegten Park, hohe Bäume, Rasen und Blumen. Wenn ich es heute vor meinem inneren Auge laufen lasse, dann war das eigentlich ein schöner Anblick und trotzdem machte mir dieser Anblick damals große Angst. Ich zog meine Jacke zu, mir war kalt.

Nach ein paar Minuten schnellen Fußwegs kamen wir schließlich an einer Villa an, herrschaftlich, mit gepflegtem Garten davor, das Haus wirkte dunkel und bedrohlich. Schwester Elisabeth öffnete die Türe mit einem Schlüssel, nahm meinen Arm und zog mich in einen dunklen Flur, ich hatte das Gefühl, dass mich der Flur verschluckte. Auch hier roch es nach Krankenhaus, obwohl es doch eine Villa war. Wieder schaute ich auf den Fußboden, ich hatte Angst mich umzuschauen. Es waren die gleichen Fliesen wie in dem großen roten Haus. Aber keine Tränen tropften mehr auf den Boden. Mit festem Griff zog mich Schwester Elisabeth durch den Flur, bis wir vor einer der vielen Türen Halt machten. Sie zog wieder Ihren großen Schlüsselbund, öffnete die Tür und schob mich unsanft in den Raum. Mein neues Zuhause war von hier aus gut zu überblicken. Ein weißer, großer Schlafsaal mit 10 Gitterbetten, aus manchen erklangen seltsame, wimmernde Geräusche. Es roch nach Urin und Medizin, die Vorhänge vor den hohen vergitterten Fenstern waren halb zugezogen. Schwester Elisabeth ging mit schweren Schritten in den Raum hinein und zeigte auf ein leeres Bett am Fenster. „Da, das ist deins, da wartest Du jetzt auf mich, bis ich wieder da bin!“

Schweigend ging ich zu dem Bett mit dem zerkratzten Metallrahmen, zog meine Jacke aus und setzte mich auf das Bett. Das Laken war weiß, hart und kratzte seltsam. Schwester Elisabeth schloss die Türe hinter sich und ich weinte nicht mehr. Im Bett neben mir lag ein Junge, wohl etwas älter als ich, er schlief nicht, aber wach schien er auch nicht zu sein.

Er hatte seine Augen weit aufgerissen und hatte einen starren, leeren Blick. Er fuchtelte langsam mit seinem Arm, als ob er etwas fangen wollte. Da war nichts was er hätte fangen können, genauso wenig wie ich krank war, aber ich war in einem Krankenhaus. Hier war alles verkehrt.

Mein neues Zuhause war die Kinderpsychiatrie, eine Irrenanstalt wie man damals sagte. Rheinische Landeskliniken Langenfeld im Rheinland, Abteilung K2. Das habe ich aber erst später erfahren. Für mich war es an diesem seltsamen, traurigen und kalten Tag einfach nur etwas, was ich nicht verstand und das mir große Angst machte.



Hauptgebäude der Rheinischen Landeskliniken Langenfeld, heute LVR-Kliniken

Tag und Nacht in der Kinderpsychiatrie

Der Alltag in meinem „neuen Zuhause“, der Kinderpsychiatrie hatte mich bald eingeholt. Er war nicht schön, aber als Kind gewöhnt man sich wohl schnell an Dinge, die man eh nicht ändern kann. Für mich selber änderte sich am Tagesablauf auch eigentlich nicht viel, nur hatte ich ihn nun mit anderen Kindern gemeinsam zu bestreiten, mit denen ich oft noch nicht einmal sprechen konnte. Viele meiner neuen Spielkameraden waren Epileptiker, Kinder mit Schizophrenie, Tourettekranke und apathische kleine Menschen, die niemals sprachen und den Großteil der Zeit im Bett verbrachten.

Wenn ich sage, es änderte sich nicht viel, nun geweckt wurden wir alle nun bereits um sechs Uhr und der Tag begann mit einer Inspektion der Betten. Viele der anderen Kinder, die teils jünger und teils älter waren als ich selber, haben eingemacht. Das hatte Folgen. Es wurde laut kundgetan, es gab Schläge und eine Spritze. Ich habe es damals nicht verstanden und ich verstehe es bis heute nicht. Diese Spritze hat nie bewirkt, dass ein Kind am nächsten Tag nicht mehr eingemacht hat. Ein Pfleger hat das Bettzeug gewechselt, aber der Geruch blieb immer. Die Spritze war die ultimative Strafe, das wurde mir schnell bewusst. Wer die Spritze bekam, der lag den ganzen Tag im Bett oder, wenn er noch halbwegs stehen konnte, dann verbrachte er den Tag im Aufenthaltsraum in völliger geistiger Abwesenheit. Ich war heilfroh, Blase und Stuhlgang unter Kontrolle zu haben.

Ich wusste, die anderen hatten es nicht mit Absicht getan, aber sie wurden bestraft. Und wenn mein eigenes Bett an der Reihe war, dann funkelten die kalten Augen von Schwester Elisabeth bedrohlich – ich wusste, mein Bett war sauber wenn sie meine Bettdecke zurückschlug – und trotzdem hatte ich jedes mal grosse Angst vor diesem Moment.

Nach der Bettinspektion ging es für die Kinder, die sich auf den Beinen halten konnten in den Waschraum, danach in einen Speisesaal zum Frühstück. Viele der Kinder wurden gefüttert, kaum einer meiner neuen Freunde konnte ein Marmeladenbrot zum Mund führen, ohne dabei größere Verschmutzungen zu verursachen. Alle Kinder bekamen Medikamente beim Frühstück, nur ich bekam keine. Nach dem Frühstück wurden wir in einen großen, grau getünchten Aufenthaltsraum eingesperrt, hier durften wir spielen. Es gab Spielzeug – Holzklötze, die man nicht kaputt machen kann. Ich vermisse meine Lokomotive, wie gerne wäre ich von hier wenigstens in meinen Gedanken davongefahren – und ich vermisse meinen Freund, den weißen Hasen, den ich im Stich gelassen habe. Ich dachte jeden Tag an ihn, ich hatte viel Zeit an ihn zu denken. Und darüber nachzudenken, warum ich wohl hier war, in einem Krankenhaus, in dem ich keine Medizin bekam, aber in dem mir mit Spritzen gedroht wurde, immer wenn ich geweint habe, immer wenn ich wütend war, immer wenn auch ich mal das Marmeladenbrot beim Frühstück fallen gelassen habe.

Immer, wenn ich gefragt habe, wann ich zurück darf, zu meinem Freund dem weißen Hasen, immer wenn ich gefragt habe wann ich hier raus darf, immer wenn ich gefragt habe, wann mich einmal jemand besuchen kommt, um mit mir zu sprechen und um mir über den Kopf zu streicheln. Aber hierhin kam ja niemand. Nur Schwester Elisabeth, die war immer da. Und Ärzte, die kamen jeden Tag, haben wichtig ausgesehen, miteinander gesprochen und Anweisungen gegeben. Und Pfleger, die haben Betten geschoben, Medikamente ausgegeben, Anweisungen und Bestrafungen verteilt.

Drei Pfleger waren es auch, wegen denen ich eines Nachts nicht schlafen konnte. Eigentlich hatte ich keine Probleme zu schlafen, aber in dieser Nacht, es war im Sommer 1965, weckte mich ein seltsames Geräusch. Es war dunkel aber im Fenster zum benachbarten Aufsichtsraum, aus welchem wir Kinder überwacht wurden, war Licht. Und von dort kam es. Erst ein Wimmern, dann ein Schrei und Gelächter. Es war das Schreien eines Kindes und es war erfüllt von tiefem Schmerz. Ich richtete mich vorsichtig auf und schaute mich um, alle Kinder um mich herum schliefen tief und fest, betäubt mit Spritzen und Tabletten. Ich stieg aus meinem Bett und schritt langsam auf Zehenspitzen in Richtung des Fensters. Das Schreien wurde immer schmerzvoller und ich hatte Angst. Langsam ging ich weiter und erklomm die kleine Stufe vor dem Fenster. Aus der Ecke des Fensters blickte ich in den beleuchteten Aufsichtsraum.

Dort lag ein Junge auf einem Tisch und er war komplett nackt, er lag auf seinem Bauch. Er muss so in meinem Alter gewesen sein, zwei Pfleger hielten ihn mit festem Griff an beiden Armen, der Pfleger auf seiner rechten Seite hielt mit der linken Hand seinen Arm und drückte mit seiner rechten Hand den Kopf des Jungen auf den Tisch. Der Junge windete sich, versuchte sich zu befreien und weinte, während die Pfleger laut lachten. Ein dritter Pfleger stand am hinteren Ende des Tisches und rammte seine rechte Hand in den Anus des Jungen, während er mit der linken Hand ein Bein des Jungen hielt. Dann zog er seine Hand langsam wieder heraus und schob sie erneut hinein. Jedes mal wenn er die Hand einführte, schrie der Junge laut vor Schmerzen und jedes mal folgte das Lachen der Pfleger. Ich weiß nicht wie lange ich dort stand und den Qualen des Jungen zugesehen habe, es kam mir vor wie eine Ewigkeit. Ich war starr vor Angst. Nur langsam trat ich, so leise ich nur konnte, meinen Rückzug an und schlich mich zurück in mein Bett. Langsam zog ich die harte Bettdecke über meinen Kopf und fühlte dass ich zitterte. Nach einer weiteren gefühlten Ewigkeit schlief ich endlich ein und als ich am nächsten Morgen geweckt wurde wusste ich, es war nicht die Spritze vor der ich mich am meisten fürchten muss.

Es war Sommer und doch fühlte ich nur Kälte.

1966

Das Jahr 1966 begann, wie das Jahr 1965 endete und nichts deutete darauf hin, dass sich irgendetwas ändern würde. An die täglichen Demütigungen, den Alltag und die Angst vor der Spritze die jeden Tag mehrere der Kinder um mich herum für Stunden oder manchmal Tage ins Nirvana beförderte, hatte ich mich gewöhnt. Prügel gab es nur ab und zu, mit Gurten und der Zwangsjacke war man aber schnell bei der Hand. Ich hatte schnell gelernt, leise und unauffällig zu sein und so war ein Tag wie der andere. Und doch sollte das neue Jahr viel Neues bringen.

Es war der letzte Tag im Februar, ein Montag und der 59. Tag des Jahres. Der Tag begann wie jeder andere, die übliche Routine. Wecken, das allmorgendliche Geschreie, die Schläge für die, die nicht schnell genug im Waschraum waren. Nach dem Frühstück hielt Schwester Elisabeth mich am Arm fest, als ich mit den anderen Kindern in den Aufenthaltsraum gehen wollte. „Du bleibst hier“ hörte ich sie mit fester Stimme sagen. In Gedanken ging ich blitzschnell das Wochenende durch, wo war ich unvorsichtig, was hatte ich angestellt. Schwester Elisabeth hatte das Wochenende frei und nun muss sie wohl erfahren haben, dass ich irgendetwas ausgefressen hatte. Mir fiel nichts ein, mein Bett war sauber, ich hatte nicht rebelliert und alles erledigt, was man mir aufgetragen hat. Ich sah mich schon fixiert zurück im Bett. Ich wagte nicht zu fragen was mir bevorstand. Schwester Elisabeth zog mich am Arm, ich folgte ihr zurück in den Schlafrum.

„Nimm Deine Jacke und zieh Dir Schuhe an“. Mir fiel ein Stein vom Herzen, keine Spritze, keine Fixierung. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen was vor sich ging, zog hastig meine Schuhe an und streifte mir die Jacke über. Scheinbar mochte sie meine Jacke nicht, denn sie zog mich nicht mehr am Arm, als ich ihr aus dem Schlafräum folgte - den dunklen Flur entlang und die Treppe hinunter bis zur Eingangstüre. Sie sperrte die Türe auf und wir traten hinaus in den kleinen Vorgarten vor der großen Villa, der mit hohen Eisengittern eingezäunt war. Es war kalt und dunkel, es war früher Morgen.

Schweigend warteten wir vor der Türe, ich wagte es nicht zu sprechen. Ein Mann kam durch das schwere Tor im Zaun vor der alten Villa, er wirkte freundlich und gab Schwester Elisabeth die Hand, dann sah er auf mich herab und es kam mir fast vor, als würde er lächeln. Die beiden wechselten ein paar Worte, dann nahm der Mann meine Hand und sagte „Dann wollen wir mal“. Ich konnte mein Herz schlagen spüren, ich wagte nicht etwas zu sagen. Wir gingen den Weg am großen roten Haus entlang, der alle paar Meter mit Neonlicht beleuchtet war, über den Parkplatz bis hin zur Hauptstraße vor der Anstalt. So weit durfte ich noch nie weg von der alten Villa, alles erschien mir so fremd hier. Wir überquerten die Hauptstraße an einer Ampel und liefen ein paar Hundert Meter bis zu einer Bushaltestelle. Der Mann schwieg und beachtete mich kaum. Ich schaute den vorbeifahrenden Autos nach, es waren so viele. Als ein großer roter Autobus hielt, stiegen wir ein.

Der Bus war voll mit fremden Menschen, ich hatte noch nie einen Bus von innen gesehen. Der Mann zeigte auf zwei leere Sitze auf der rechten Seite und ich setzte mich ans Fenster. Die Fahrt dauerte vielleicht eine viertel Stunde, die vielen neuen Eindrücke lenkten mich ab. Der Mann schwieg die ganze Fahrt, erst als der Bus eine große Brücke über einen Fluss überquert sagte er „So, da sind wir“, stand auf und ich folgte ihm schweigend.

Wir gingen durch eine Straße mit vornehmen Häusern auf der rechten Seite und einem riesigen Park auf der linken Seite. Nicht so ein Park wie in der Anstalt, viel größer, mit einem See, vielen kahlen Bäumen und dahinter erkannte ich den Fluss, über den wir mit dem Bus gefahren waren. Es war die Wupper. Es war schön hier. Die Straße führte uns über eine kleine Brücke, unter der ein Bach hindurchfloss und dann zu einem großen Flachbau, in dem alle Fenster hell erleuchtet waren. Wir gingen durch eine riesige Glastüre hinein in einen hell erleuchteten Flur, es war warm und es roch nicht nach Krankenhaus. An den Wänden hingen bunte Bilder, Kinder liefen durch den Flur. Ich wusste nicht, wo ich war, aber ich kam mir vor wie im Paradies.

Die Fröbelschule in Opladen war eine Sonderschule für lernbehinderte Kinder. Ich wurde dort am 28.02.1966 „eingeschult“ – mitten im laufenden Schuljahr, in die 3. Klasse, die meinem Alter von 9 Jahren entsprach.

Ich konnte weder schreiben noch rechnen, ich hatte bis zu diesem Tag noch nie eine Schule von innen gesehen oder irgendeine Form von Unterricht genossen. Aus heutiger Sicht war meine plötzliche Einschulung die Folge des in 1966 neu eingeführten Schulpflichtgesetzes. Bis 1966 konnten Kinder auf ärztliche Anordnung von der Schulpflicht ausgeschlossen werden, es galt immer noch das Reichsschulpflichtgesetz von 1933. Vielen Kindern wie mir wurde dadurch eine Schulbildung mit der Diagnose „debil“ versagt. Kinder, die in Kinderheimen durch aggressives oder introvertiertes Verhalten auffielen, wurden regelmäßig so abgestempelt und weggeschlossen. Es gab keine Aufsicht über jene Institutionen, die mit der Verwahrung dieser Kinder beauftragt waren. Erst 1966 sah die neue Schulpflicht vor, dass eine Gutsachterpflicht besteht, wenn Kinder von der Schulpflicht ausgeschlossen werden.

Der Mann schaute sich um und ohne viele Worte zu verlieren, brachte er mich zu meiner Klasse. Ich schaute mich um und sah in Gesichter, die mich neugierig anschauten. Es war ein schöner Tag, der 28. Februar 1966.

Der Mann holte mich am Nachmittag wieder ab und auch wenn ich wusste, dass wir jetzt wieder zurück in die Anstalt fahren, so hatte ich jetzt doch genug Mut ihn zu fragen, ob ich jetzt öfter in diese Schule darf. Er lächelte mich an und nickte wohlwollend. „Jeden Tag“ sagte er schließlich.

Er holte mich in den nächsten Tagen jeden Morgen ab, aber schon nach einigen Tagen öffnete mir Schwester Elisabeth die schwere Pforte vor der alten Villa alleine. Ich kannte jetzt den Weg. Einzig die Drohung „Du weißt was passiert, wenn Du nicht pünktlich zurück bist“ gab sie mir mit auf den Weg. Ich konnte es mir ausmalen und wagte es nicht, unpünktlich zu sein oder gar wegzulaufen. Wohin auch. Die Aussicht, zur Strafe nicht mehr in die Schule zu dürfen war keine Perspektive, die ich mir wünschte.

Ich lernte gerne und schnell, obwohl die anderen Kinder in der Schule schon über zwei Jahre weiter waren als ich. Das ewige Üben der Buchstaben war mühsam, aber es war eine willkommene Herausforderung für mich. Die anderen Kinder in der Schule waren eine echte Abwechslung zu den apathischen Kindern in der Anstalt. Ich war der einzige aus der Irrenanstalt, aber das interessierte hier niemanden. Und niemand nannte mich in der Schule einen „Bastard“.

Mit den Vormittagen in der Schule fiel mir auch der Alltag in der Anstalt etwas leichter. Es machte mir sogar mittlerweile Spaß, wenn man mir aufgetragen hat andere Kinder zu füttern und ich versuchte, den anderen Kindern etwas von dem beizubringen was ich gerade in der Schule gelernt hatte.

Im Frühjahr 1966 zog die Kinderpsychiatrie aus der alten Villa aus und wir bezogen einen modernen Flachbau mit hohen vergitterten Fenstern, es roch nach frischer Farbe.

Der hoch eingezäunte kleine Garten des neuen Gebäudes hatte sogar ein betoniertes Planschbecken, das wir ab und zu nutzen durften. Nur an der täglichen Angst, den Schlägen, den Spritzen und demütigenden Beschimpfungen änderte sich nichts. Manche Dinge müssen wohl so sein und ich war daran gewöhnt. Ich kannte die Strafen und versuchte so gut ich konnte nicht aufzufallen, um ihnen zu entgehen.

Das sollte mir nicht gelingen.

Aufs Kreuz gelegt

Ein Schuljahr beginnt nach den Sommerferien, meist im September, und endet vor den nächsten Sommerferien, meist im Juli eines Jahres. Mein erstes Schuljahr – in der 3. Klasse einer Sonderschule im Jahr 1966 – begann am 28. Februar und endete, wie ich meinem damaligen Zeugnis heute entnehmen kann, am 30. November 1966. Das war keine besondere Organisationsform im Kalender der Schule und dort ging der Unterricht, leider ohne mich, ganz normal weiter. Am 30. November 1966 hob man mich, nur mit einem hinten offenen Leinentuch bekleidet aus einem Rollstuhl und zeigte mich einem versammelten Publikum in einem Saal der Rheinischen Landeskliniken Langenfeld. Meine Erinnerungen daran sind zwar klar, aber erlebt habe ich es wie durch einen Nebel. Ich hatte starke Schmerzen, aber ich gab mir Mühe nicht zu weinen, denn ich schämte mich. Mein Rücken und mein Po waren entblößt, ich konnte nicht stehen, daher hielten mich zwei Pfleger ein paar Zentimeter aufrecht über dem Boden. Jemand stand neben mir und sprach sehr laut. Ich habe nichts von dem verstanden, was er sagte. Zu gerne würde ich mir die lauten Worte ins Gedächtnis rufen, ich würde alles dafür geben heute zu wissen was er damals sagte. Ich weiß es nicht und niemand hat mir je erklärt, was damals mit mir geschehen war.

Ein paar Tage zuvor holte mich Schwester Elisabeth am Nachmittag aus dem Aufenthaltsraum und brachte mich direkt in den Schlafrum, der seit dem Umzug in den neuen Flachbau nur noch 4 Betten hatte.

Ich hatte gerade mehrere Seiten Buchstaben geübt und wollte mit den Rechenhausaufgaben beginnen. Ich dachte mir nichts dabei als sie mich abholte. Sie wies mich an, mich auf mein Bett zu setzen, auf dem eine große weiße Matte ausgebreitet war. Ich tat was sie sagte und wagte nicht, mich zu widersetzen oder Fragen zu stellen. Kurz darauf kamen zwei Pfleger und ein fremder Mann, den ich noch nie zuvor hier gesehen hatte. Er trug einen weißen Kittel, so wie die Ärzte, die immer zu den Rundgängen kamen. Einer der Pfleger schob einen Wagen mit medizinischem Besteck und ein paar Fläschchen klirrend vor sich her. Schwester Elisabeth wies mich an mich auszuziehen und ich gehorchte. Der fremde Mann streifte sich lange grüne Gummihandschuhe über und nahm eine große Spritze von dem Wagen mit dem Besteck. Es war keine der üblichen, so berühmten Nirvanaspritzen, eine die einem ein paar Stunden oder Tage Koma bescherte. Diese Spritze hier war viel größer. Ich saß jetzt ganz nackt auf der Matte und versuchte mich soweit weg wie möglich von dem Mann mit der großen Spritze im Bett aufzusetzen als er sagte, ich solle mich auf den Bauch legen. Ich dachte im Traum nicht daran mich auf den Bauch zu legen, zu groß war meine Angst und ich wusste noch nicht einmal wovon. Ich weiß nicht mehr, ob ich geschrien habe, ich weiß nicht mehr ob ich mich gewehrt habe. Ich sah nur in das versteinerte Gesicht von Schwester Elisabeth, als die beiden Pfleger mich auf beiden Seiten packten und landete schließlich hart auf meinem Bauch.

Während die beiden Pfleger mich mit festem Griff hielten, spürte ich, wie die Nadel tief in meinen Rücken fuhr, langsam und schmerzhaft. Mir wurde fürchterlich heiß und ich spürte die Spritze ein zweites mal. Ich hatte Todesangst, mein ganzer Körper war angespannt, ich hörte das Klirren des medizinischen Bestecks wie durch Watte. Dann ließen die Pfleger von mir ab und kurz darauf verließen meine Peiniger ohne große Worte den Schlafraum, nachdem man mir ein Tuch über den Rücken gelegt hatte. Ich war allein, spürte nur einen tiefen stechenden Schmerz in meinem Rücken und war unfähig mich zu bewegen. Ich versuchte mich aufzurichten aber es gelang mir nicht, ich hatte keine Kontrolle mehr über meinen Körper. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Alle Versuche mich durch Rufen bemerkbar zu machen wurden ignoriert und ich gab es schließlich auf. Als die anderen Kinder zum Schlafen in den Schlafraum geführt wurden beachtete mich niemand. Jeden Tag lagen Kinder reglos in den Betten, meist zugehöhnt mit Beruhigungsmitteln. Aber ich war nicht zugehöhnt. Ich war gelähmt. Bevor das Licht ausging, kam Schwester Elisabeth mit einem Pfleger, mein Rücken wurde abgewischt, die Matte unter mir herausgezogen, ich wurde auf den Rücken gedreht und mit Gurten am Bett fixiert. Ich wehrte mich nicht, ich stellte keine Fragen. Ich konnte nicht.

Niemand hat mir gesagt, was mit mir geschehen ist. Niemand hat überhaupt mit mir gesprochen. Am nächsten Tag wurde ich im Bett gewaschen und wieder fixiert. Das Essen bekam ich ans Bett, meine Notdurft landete, wenn ich mich rechtzeitig bemerkbar machen konnte, in einer Bettpfanne.

Das gelang mir nicht immer. Nach und nach wurde ich immer wieder mal aus dem Bett gehoben und in einen Rollstuhl gesetzt, ab und zu kam ein Arzt und hat sich meinen Rücken angeschaut, getastet und sich Notizen gemacht. Nach ein paar Tagen konnte ich meine Arme wieder normal bewegen, aber ich spürte meine Beine nicht mehr. Ich konnte nicht gehen und spürte nur diesen brennenden Schmerz im Rücken. Die Tage verbrachte ich im Bett, jetzt immer häufiger auch zugedröhnt – der unkontrollierte Stuhlgang und mein Gewinsel waren Grund genug mich ruhigzustellen – und ich fragte mich, was wohl geschehen war und was mir noch bevorstand. Ich hatte Angst.

Am 30. November dann wurde ich den Rollstuhl gesetzt und durch den Park in das große rote Haus gefahren. Es war ein kalter Novembernachmittag und ich trug nur dieses weiße Laken, das hinter meinem Hals zusammengebunden war. Ich zitterte. Ich wollte schreien, aber es hätte mir nur Probleme bereitet. Ich wollte weinen, aber diese Genugtuung gab ich Ihnen nicht. Die Fahrt ging durch den langen Flur mit den schwarzweißen Fliesen und endete in einen kleinen Saal mit vielen Leuten. Ich erkannte den Mann, der mir die Spritzen in den Rücken versenkte, ich erkannte seine Stimme, nur sprach er diesmal viel lauter, damit alle im Raum ihn hören konnten. Zwei Pfleger hoben mich aus dem Rollstuhl und der laute Mann schob das Leinentuch mit dem ich bekleidet war, hinter meinem Rücken weit auseinander.

Mein nacktes Hinterteil durfte bestaunen werden und den vielen Leuten im Raum wurde wohl genau erklärt, was die Spritzen aus meinem Rückenmark heraus befördert haben – oder in meine Wirbelsäule hinein. Ich hörte alles, aber ich verstand nichts. Ich wollte weg von hier. Es dauerte wohl nicht lange, aber es kam mir wie eine Ewigkeit vor.

Als wir wieder im Flachbau der Kinderpsychiatrie zurück waren und ich wieder in meinem Bett lag, mit den ans Bett gefesselten Händen, allein, erst da habe ich angefangen zu weinen. Es war nicht der Schmerz in meinem Rücken. Ich dachte damals, niemals wieder laufen zu können. Ich war alleine. Ich dachte an meinen Freund zurück, den weißen Hasen, ich dachte an meine Freunde in der Schule und ich war verzweifelt. Es hatte keinen Zweck zu kämpfen, es hatte keinen Zweck Fragen zu stellen. Ich ergab mich meinem Schicksal.

Die Lähmung meines Unterkörpers dauerte mehrere Wochen. In dieser Zeit habe ich, sofern ich das Bett verlassen musste oder durfte, mich nur mit einem Rollstuhl fortbewegen können. Im Frühjahr 1967 war meine Mobilität soweit wieder hergestellt, dass ich wieder langsam laufen konnte. Als Kind wurde ich nicht über den Zweck des Eingriffs aufgeklärt. Ich hatte vorher weder Schmerzen noch irgendwelche gesundheitlichen Probleme. Eine Anfrage bei den Rheinischen Landeskliniken ergab, dass meine Patientenakten dort vernichtet wurden und es unmöglich ist, die Art und den Grund des Eingriffs nachzuvollziehen.

Die Rheinischen Landeskliniken Langenfeld waren und sind ein Fachkrankenhaus für Psychotherapie und Psychiatrie, dort werden keinerlei chirurgische oder orthopädische Eingriffe durchgeführt. Hätte eine Rückenerkrankung vorgelegen, so hätte man mich in eine Fachpraxis oder ein entsprechendes Krankenhaus gebracht.

Es hat nie eine Begutachtung der Spätfolgen dieses Eingriffs stattgefunden, lange nach dem Eingriff wurde mir ein Morbus Scheuermann diagnostiziert, an dem ich bis heute leide. Eine Fehlstellung der Wirbelsäule durch den Eingriff und die relativ lange Zeit der Immobilität konnte zum Zeitpunkt der Diagnose nicht mehr korrigiert werden.

Auf eigenen Beinen

Ich erholte mich nur sehr langsam von den Folgen der Manipulation meines Rückens. Ich kann mich nicht mehr an Details erinnern. Da ich häufig geweint habe in der Zeit, oft meinen Stuhlgang nicht kontrollieren konnte und in wachen Momenten auch oft wütend wurde, verbrachte ich die meiste Zeit im Bett, fixiert mit Gurten und regelmäßig ruhiggestellt, mit Spritzen und mit Tabletten.

Aber es gab einige wache Momente, an die ich mich erinnere. Ich war neidisch auf die anderen Kinder, mit denen ich jetzt nur die Zeit im Schlafraum teilte. Ich wollte wieder so laufen können wie sie. Jetzt war ich nicht nur der Bastard, jetzt war ich auch noch ein Krüppel. Aber ich spürte mit der Zeit, wie das Gefühl in meinen Beinen langsam zurückkam. Mein Wille, wieder auf eigene Beinen zu stehen, war riesig. Ich nutzte jede Gelegenheit, jene Gliedmaßen, über die ich die Kontrolle zurückerlangte, zu bewegen. Heute würde man es wohl autodidaktische Rehabilitation nennen, aber heute würde man wohl auch jeden Arzt verklagen, der einem medizinische Krankengymnastik verweigert.

Es war schon Frühling, als ich das erste Mal wieder aus eigener Kraft aus dem Bett kam. Die ersten Versuche frei zu stehen endeten mit Blessuren, aber das störte mich nicht. Bald konnte ich mich relativ zügig auf Knien fortbewegen und im Sommer stand ich wieder auf eigenen Beinen. Das hat niemanden beeindruckt, man hat es zur Kenntnis genommen.

Aber die Zeit der regelmäßigen Fixierung und der Spritzen war damit erst einmal vorbei. Ich genoss einen relativ ruhigen und - auf meinen eigenen Beinen - auch stolzen Sommer 1967. An die Schmerzen im Rücken hatte ich mich gewöhnt und es kam auch bald niemand mehr der sich für meinen Rücken interessierte. Es ist erstaunlich wie einfach man sich als Kind aus eigener Kraft regenerieren kann. Am 8. August 1967 durfte ich wieder zur Schule. Ein Etappensieg.

Ein paar Tage vor dem ersten Schultag 1967 sagte mir Schwester Elisabeth „nächste Woche ist Schluss mit dem Faulenzen, die werden Dir schon zeigen wo's lang geht in der Schule“. Ich konnte es nicht abwarten. Nur am ersten Tag wurde ich in die Schule begleitet, danach bekam ich meine Fahrkarte wieder an einem Band um den Hals gehängt und sobald das Tor vor der Abteilung K2 hinter mir ins Schloss fiel, lief ich, so schnell ich konnte. Das war nicht wirklich schnell, denn das Laufen fiel mir immer noch schwer und ich habe gehinkt. Ich spürte jeden Schritt in meinem Rücken, aber ich genoss jeden Meter den ich hinter mir ließ.

Es tat so gut, die anderen Kinder wiederzusehen, es tat so gut. Niemand hat gefragt, warum ich so lange weg war und ich wollte niemandem von meinen Schmerzen erzählen. Viele Dinge in der Schule waren jetzt wieder ganz neu für mich, ich hatte ein weiteres Schuljahr aufzuholen. Aber es war spannend und die Lehrer machten es mir leicht.

In der Schule wurde gelacht, gesungen, hier hatte ich Freunde mit denen ich sprechen und spielen konnte. Hier gab es keine Demütigung, keine Angst und vor allem keine Spritzen.

Mehrere Wochenenden im Herbst 1967 verbrachte ich mit Lehrern. Sie hatten für mich pädagogische Betreuung zugesagt und ich spürte voller Dankbarkeit die Zuneigung, die mir diese Menschen entgegenbrachten. Lachende Gesichter, leckeres Essen, ein weiches Bett das nicht nach Desinfizierungsmittel wie in der Klinik roch. Das war mir alles neu und es war schön.

Meine ersten Zeugnisse waren erwartungsgemäß nicht besonders. Rechnen mangelhaft und der Hinweis, dass es angebracht wäre, wenn ich das Schuljahr wiederholen würde. Ich durfte kein Schuljahr wiederholen. Als ich in die Schule kam, steckte man mich in die 3. Klasse, ich habe viel und gerne gelernt, aber es hat nicht gereicht. Es hat niemanden gewundert und noch weniger hat es jemanden interessiert. Alle Zeugnisse, die ich heute noch besitze, wurden von einem Medizinalrat anstelle eines „Erziehungsberechtigten“ unterschrieben. Ich habe diesen Mann nie zu Gesicht bekommen, aber es hatte bestimmt alles seine Ordnung.

So schön die Zeit in der Schule war, so demütigend war die tägliche Rückkehr in die Klinik. Oft habe ich überlegt, einfach nicht zurückzugehen. Aber es gab keine Alternative und ich hörte die warnenden Worte von Schwester Elisabeth. „Du weißt was mit Dir geschieht, wenn Du nicht pünktlich bist“. Ich wusste es und ich war nicht einmal unpünktlich, ich wagte es nicht.

Auf dem Gelände der Anstalt, durch das wir manchmal am Wochenende unter Aufsicht spazieren geführt wurden, gab es ein Kriegerdenkmal. Dort war ein großer Stein mit einem Kreuz und vielen Namen von gefallen Soldaten, inmitten eines Beetes mit bunten Blumen. Es sah aus wie ein Friedhof, für uns war es ein Friedhof. Schwester Elisabeth wusste das. Beim letzten Spaziergang 1967 nahm sie mich zur Seite, zeigte auf den großen Stein und sagte zu mir „Und da kommst Du auch hin“.

Tote Kinder sind gute Kinder

Die Drohung von Schwester Elisabeth, dass auch ich „Dahin käme“, nämlich dahin wo ich damals glaubte, dass man tote Kinder beerdigt – und das mein Leben hier, in der Kinderpsychiatrie nicht viel wert war, hämmerte sich in meinen Kopf. Noch anschaulicher als die Worte von Schwester Elisabeth, die ich bis zu meinem Lebensende nicht vergessen werde, war der Anblick meines toten Freundes.

Im Neubau der Kinderpsychiatrie Abteilung K2 des Landeskrankenhauses Langenfeld gab es große Bäder, modern weiß gefliest, Raumhoch. Rechts waren die Waschbecken, in die wir jeden Morgen geschickt wurden, um uns die Zähne zu putzen, links gab es zwei große Badewannen und eine offene Dusche. Einmal in der Woche wurden wir zum Waschen geschickt, wer normal gehen konnte, der duschte, wer gehbehindert war, wurde in eine der Wannen gelegt. Washtag war für mich immer freitags. Schwester Elisabeth oder einer der Pfleger kam dann am Nachmittag und holte einen nach dem anderen zum Waschen. Das war Programm. Jeder wurde einzeln in zum Waschraum begleitet, bekam ein Stück Kernseife in die Hand und nach 10 Minuten hatte man Handtuch trocken wieder vor der Tür zu erscheinen. Reine Routine.

Ab und zu gab es dann noch die „Sonderwäsche“. Nicht für jeden, und nicht aus hygienischen Gründen. „Du bist aber dreckig heute“, mit diesem Satz und einem hämischen Grinsen eines oder mehrerer Pfleger begann es meist. Bei der Sonderwäsche war man nicht alleine im Waschraum und man brauchte auch keine Seife. Es waren immer mindestens zwei Pfleger und es war die Hölle. „Los, ausziehn“ lautete der Befehl und dann gab es kaltes Wasser aus einem Schlauch. „Umdrehen, Bastard!“. Das Wasser war eiskalt. Es dauerte ewig, viel mehr als die 10 Minuten für die wöchentliche Wäsche. Das höhnische Gelächter der Pfleger dabei vergesse ich nie.

An dem Tag als ich meinen Freund tot in der Wanne fand, gab es keine Sonderwäsche. Ich bekam mein Stück Kernseife, ich ging, wie immer, in den großen Waschraum, zog mich aus und war auf dem Weg zur Dusche am Ende des Raumes, vorbei an den beiden großen Wannen. Es war still im Waschraum und ich habe es nicht direkt gesehen, vielleicht habe ich es auch nicht sehen wollen. Die zweite Wanne war voll mit Wasser und dort lag ein Kind. Ich weiß seinen Namen nicht mehr aber ich kannte ihn vom gemeinsamen spielen und spazieren. Er war einer von denen, die nicht viel sprachen. Als ich ihn erkannte, sagte ich etwas, aber er antwortete nicht. Ich lehnte mich über ihn, griff in das Wasser und stupste ihn an. Das Wasser war kalt und er reagierte nicht. Ich dachte, er sei vielleicht eingeschlafen aber seine Augen waren weit aufgerissen. Sein regungsloser Körper schaukelte und die kleinen Wellen des kalten Wassers in der Wanne schlugen hörbar neben ihm zusammen.

Ich stutzte, so kannte ich ihn nicht. Ich hatte noch nie einen toten Menschen gesehen. Ich schaute in seine großen blauen Augen und schrie ihn an. Seine Augen waren starr und tief. Ich packte ihn mit beiden Händen an seinen Schultern und schüttelte ihn, ich schrie weiter, aber er fiel nur leblos zurück in das kalte Wasser. Ich packte ihn noch einmal, hob ihn ein paar Zentimeter aus dem Wasser, dann ließ ich los und sein Körper fiel mit einem lauten Klatschen in das kalte Wasser zurück. Langsam ging ich rückwärts ein paar Schritte zurück, ich wusste nicht was ich tun sollte. Ich verharrte einen Moment, dann zog ich mir etwas über und lief panisch auf den Gang hinaus. Ein Pfleger raunte mich launisch an und fragte mich warum ich noch nicht gewaschen bin. Ich zitterte und sagte heiser: „Da liegt ein Kind in der Wanne“. Er sah auf mich herab und sagte nur „Na und, willst Du da auch rein, kleiner Bastard?“

Ich war starr vor Angst. Der Pfleger wandte sich von mir ab, öffnete die Tür zum Waschraum und verschwand darin. Als er wieder herauskam sagte er: „Gleich kommt Schwester Elisabeth“. Starr vor Angst und Entsetzen stand ich auf dem Flur. Er ging fort und ließ mich stehen.

Kurz darauf kam er mit Schwester Elisabeth zurück. Zitternd sah ich sie an, sie antwortete mit einem wütenden Blick und schickte mich zurück in mein Zimmer.

Das Kind ohne Namen, dessen große blaue Augen ich niemals vergessen werde, kam nicht mehr zum Spielen und kaum eines der anderen Kinder nahm davon Notiz. Er war Spastiker, einer, der eh nicht gut sprechen konnte, er war einer von denen, die eh nur weggeschlossen wurde. Einer, der nur Arbeit und Probleme machte. Ich weiß nicht, ob es ein Unfall war, ob man ihn fahrlässig oder absichtlich ertränkt hat, ich weiß nicht ob er vorher eine Spritze bekam. Er war ein Kind, in meinem Alter, vielleicht 8 oder 9 Jahre alt, mit großen blauen Augen. Er war mein Freund und er hatte niemandem etwas getan.

Niemand hat um ihn getrauert, er war einfach weg.

Ich habe es damals nicht gewagt, irgendjemandem davon zu erzählen, ich wollte nicht im kalten Wasser enden wie mein Freund.



Neubau der Kinderpsychiatrie Abt. K2 Rheinische Landeskliniken Langenfeld

Räckerlein

Das Leben hinter Gittern mit täglichem Freigang (zur Schule und ein paar Wochenenden bei Lehrern, die es gut mit mir meinten) war entwürdigend, aber ich kannte es nicht anders. Im Bewusstsein, dass man zu jeder Zeit willkürliche Bestrafungen erfuhr und dass das Leben eines Kindes hier keinen großen Wert zu haben schien, versuchte ich nicht aufzufallen und heil durch den Tag zu kommen.

Es war nicht nur Schwester Elisabeth oder die vielen sadistischen Pfleger die einem das Leben schwer machten. Hier wurden auch andere Kinder zu Tätern.

Es war im Herbst 1968, die Schlafstuben wurden umbelegt. Das passierte in unregelmäßigen Abständen immer mal wieder, ich glaube man wollte verhindern, dass sich die Kinder untereinander an sich gewöhnen und enge Freundschaften schlossen. Die Verständigung mit den anderen Kindern war ohnehin schwierig, aber mit der Zeit konnte man die Handicaps der anderen, wenn sie körperliche Behinderungen hatten, gut einschätzen und man half sich, wo man konnte. Es entstanden Freundschaften und das war nicht gewünscht. An Räckerlein erinnere ich mich gerne. Er war in meinem Alter und Spastiker. Es fiel ihm schwer, seine Hände zu koordinieren und ich stand ihm bei, wenn er etwas greifen wollte. Oft war es meine Aufgabe, ihn mit dem Löffel zu füttern. Er konnte zwar nicht richtig sprechen aber wir verstanden uns auch ohne Worte.

Räckerlein war sein Kosenamen, vielleicht auch sein Nachname, so nannten ihn die Pfleger, nach seinem richtigen Namen habe ich ihn nie gefragt.

Um Räckerlein musste sich nach der Umbelegung der Schlafstube jemand anderes kümmern. Es tat mir leid, ihn alleinzulassen. Ich war jetzt bei einem älteren Jungen, er war so 15 oder 16 und wir waren allein in der Schlafstube. Sein Name war Olaf und er war ein ganzes Stück größer als ich. Er sprach völlig normal, ich wusste nicht warum er hier war - aber das spielte auch keine Rolle. Er redete nicht viel, aber am ersten Abend, nach der Runde der Pfleger fragte er mich ob ich schon mal einen Schwanz in den Mund genommen hätte. Ich wusste nicht was er meint aber als ich nicht antwortete, zeigte er mir was er meinte.

Der Versuch mich zu wehren schlug fehl, er war stärker als ich. Es dauerte ewig. Ich fühlte mich schmutzig. Es wiederholte sich jeden Abend, bis ich mich bei einem abendlichen Rundgang laut weigerte mich in mein Bett zu legen. Ein Pfleger – er war relativ neu in der Klinik, jünger als die meisten anderen und mit schwarzen krausen Haaren, fragte mich, warum ich nicht schlafen gehen wollte. Ich sag ihm erst lange an, dann brach es aus mir heraus: „Ich will keinen Schwanz mehr in den Mund nehmen!“. Er sah mich erst fragend, dann entsetzt an - der andere Pfleger grinste nur. Der Kraushaarige sah auf meinen Mitbewohner, dann verließ er mit schnellen Schritten den Schlafsaal und kam kurz darauf mit Schwester Elisabeth zurück.

Ich durfte meine Sachen packen und in meinen alten Schlafräum zurückkehren. Aber Räcklerlein war nicht mehr da. Er hatte nun meinen Platz bei Olaf eingenommen.

In der Schule erzählte ich meinem Lehrer von Räcklerlein. Auch von Olaf – aber natürlich nicht alles. Ich flehte meinen Lehrer an, Räcklerlein zu helfen. Er sagte mir nur, dass er nichts machen kann und das ich stark sein muss. Stark sein klang gut. Nur wie man das macht, das sagte mir niemand.

Mein Lehrer konnte Räcklerlein nicht helfen. Ich auch nicht. Aber die Gespräche mit meinen Lehrern haben bewirkt, daß die Schule mehrfach besorglich Kontakt mit der Klinik aufgenommen hat und ich im Februar 1969 schließlich aus der Kinderpsychiatrie der Rheinischen Landeskliniken in Langenfeld entlassen wurde. Offenbar erzählte ich zu viel. Es ging dann alles ganz schnell.

Kurz nachdem ich von Räcklerlein in der Schule berichtet hatte, erklärte mir Schwester Elisabeth, dass ich verlegt würde. Man habe sich verständigt und es wäre das beste für mich. Es war an einem Montag und mir wurde gesagt, ich hätte einen „Termin“. Ich hatte noch nie einen Termin und war gespannt.

Zum Termin kam Schwester Elisabeth schließlich mit einem fremden Mann im dunklen Anzug. Er lächelte freundlich und stellte sich vor - er gab mir sogar seine Hand - was hier in der Klinik etwas ganz besonderes war.

Schwester Elisabeth stand ein wenig Abseits und schwieg. Ich schaute Sie an, aber Ihr Blick war dermaßen gleichgültig, dass ich lieber wieder in das freundliche Gesicht des fremden Anzugträgers schaute und seine Hand ergriff. „Ich bin vom Jungendamt. Du kommst jetzt bald in ein neues Zuhause, freust Du Dich?“

Ich wusste nicht, ob ich mich freute. Ein neues Zuhause? Ich war skeptisch, aber was könnte schlimmer sein als das hier? „Wohin denn?“ fragte ich schüchtern. Er richtete sich auf und sagte „Ins Kinderheim Sankt Joseph“. Da war er wieder, der heilige Joseph, der Ziehvater von Jesus. Ich dachte damals, das ist ein gutes Zeichen. Ich wusste ja nicht, dass auch der Heilige Joseph nicht wirklich der Vater von Jesus war.

Von Hexen und Nonnen

Der 13. Februar 1969 war ein Donnerstag. Es war Weiberfastnacht, im Rheinland ein besonderer Tag, der Auftakt des Straßenkarnevals. In der Schule, in der ich gestern meinen letzten Schultag hatte, würden die anderen Kinder heute Karneval feiern. Die letzten Tage hatte ich viel über den Karneval gelernt, die Zeit des Narrentreibens vor der Fastenzeit in der die Leute sich verkleiden und ausgelassen feierten.

Ich saß am Morgen des 13. Februar 1969 auf meinem Bett und spürte, wie mein Herz pochte. Hier, in der Klappe, gab es keinen Karneval. Ich fragte mich, wie Schwester Elisabeth sich wohl verkleidet, wenn Sie Karneval feiert und ich kam darauf, dass ein Hexenkostüm Ihr gut stehen würde. Sie war beim morgendlichen Wecken und Betten inspizieren nicht dabei, sie hatte wohl frei und feierte irgendwo. Ich war froh, dass sie nicht da war. Obwohl ich wusste dass ich heute entlassen werden sollte um in ein „normales“ Kinderheim zu kommen, hatte ich Angst davor, sie würde mir im letzten Moment noch einen Strich durch die Rechnung machen. Die Abwesenheit dieser Frau, die nun im Hexenkostüm vor meinem geistigen Auge auf einem alten Besen an mir vorbeiflog und im Dunkel verschwand beruhigte mich. Ich hielt mir die Hände vor das Gesicht und musste vielleicht sogar ein wenig lachen, ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur noch, dass eine Stimme mich aus meinem Hexentagtraum riss.

„Walter!!“ (Ich habe das bisher nicht erwähnt, als Kind wurde ich bei meinem zweiten Vornamen Walter gerufen, eine kleine Demütigung, die ich mir heute verbiete) „Walter, wo sind Deine Sachen, der Mann aus Gelsenkirchen wartet!“. Der Mann aus Gelsenkirchen. Es war also wahr, meine Tage hier waren endlich vorbei.

Ich riss mir die Hände vom Gesicht und sprang vom Bett, nahm meinen Turnbeutel mit meinen Sachen – ein paar Unterhosen, Socken, das Hemd für Sonntags und zwei Pullis und sagte „Alles hier!“. Der Pfleger sah mich prüfend an, drehte sich um und ich folgte ihm aufgeregt. Schweigend gingen wir den Flur entlang und hinaus durch den Park zum Hauptgebäude. Die Verabschiedung war wortlos, der Pfleger übergab den beiden Männern, die mich abholten einen Umschlag und kurz darauf saß ich in einem dunklen Auto und fieberte meinem neuen Zuhause entgegen. Es war kalt.

Die Fahrt dauerte vielleicht eine knappe Stunde und endete in einer engen Seitenstraße mitten in der Altstadt von Gelsenkirchen. Als ich aus dem Auto ausstieg, spürte ich den eisigen Februarwind, zur Rechten stand eine große Kirche, dem heiligen Augustinus geweiht, zur Linken standen drei Flachbauten, darüber thronte im Hintergrund wie ein Wachturm ein 5-stöckiges graues Haus mit Flachdach. Das war also das Kinderheim St. Joseph. Der Wachturm war das Schwesternwohnheim, in den niedrigen Flachbauten waren die Kinder untergebracht.

Die beiden Männer eskortierten mich bis an die Türe des großen grauen Hauses und übergaben mich dort an eine gütig lächelnde ältere Dame in einem schwarzen Habit, es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einer Nonne gegenüberstand. Sie sagte mir mit freundlicher Stimme ihr Name sei Schwester Jolandis, Schwester Oberin, zog sich eine Jacke über und sagte mir, sie würde mir nun mein neues Zuhause zeigen. Ich war überglücklich.

Wir gingen gemeinsam langsam über den Hof, hinüber zum mittleren der drei Flachbauten, Schwester Jolandis öffnete die große Türe und ich folgte ihr - ein wenig aufgeregt - hinein in das warme, karge aber moderne Haus. Sie führte mich in einen großen Raum in dem circa 30 Kinder unterschiedlichen Alters und – zu meiner Überraschung – beider Geschlechter saßen. In der Kinderpsychiatrie gab es in meiner Abteilung nur Jungs. Vor den versammelten Kindern, die ordentlich in mehreren Reihen auf Holzstühlen saßen, stand eine Nonne und als wir in den Raum traten, wurde es totenstill. Schwester Jolandis führte mich zu der Nonne, wechselte ein paar Worte mit Ihr, sah mich noch einmal lächelnd an und verließ den Raum. Die Nonne musterte mich von oben bis unten, ihr Blick war durchdringend und kalt. „Du bist also der aus dem Irrenhaus“ sagte sie schließlich. Ich stand wie angewurzelt und wagte es nicht zu antworten.

Sie drehte sich zu den sitzenden Kindern und sagte laut: „Kinder, das ist der neue, von dem ich Euch erzählt habe. Er ist nicht ganz richtig im Kopf und kommt direkt aus dem Irrenhaus. Er wird nicht mit Euch zur Schule gehen, dafür ist er zu dumm, ihm werden hier auch keine Extrawürste gebraten. Schlimm dass so etwas bei uns aufgenommen wird, aber wir werden ihm schon zeigen wie wir hier mit solchen Kindern umgehen.“

Ein Raunen ging durch den Raum. Dann drehte sie sich zu mir und sagte genauso laut: „Ich bin Schwester Therese. Mit Dir werde ich schon fertig. Jetzt geh und setz´ Dich in die letzte Reihe, wage es ja nicht albern zu sein.“ Wie in Trance ging ich langsam und mit gesenktem Kopf an den anderen Kindern vorbei und spürte, wie jeder einzelne Blick auf mich gerichtet war, ich hörte, wie sie tuschelten und kicherten. In der letzten Reihe angekommen setzte ich mich, niemand außer mir saß in dieser Reihe. Schwester Therese stand vorne und sprach ein Gebet das ich nicht kannte. Am Ende des Gebetes bekreuzigte sie sich und alle anderen Kinder taten das auch. Das war das erste mal daß ich gesehen habe, wie sich Menschen bekreuzigen, ich war evangelisch. Als Schwester Therese sah, dass ich mich nicht wie alle anderen Kinder auch bekreuzigte sah sie mich verärgert an und sagte laut: „Die Strafe für Deine Gotteslästerung bekommst Du später. Die anderen Kinder werden sich schon darum kümmern“. Ich senkte meinen Kopf.

Ich ahnte, dass Schwester Elisabeth aus der Kinderpsychiatrie, die ich mir am Morgen noch in einem Hexenkostüm vorgestellt hatte, wohl doch ein anderes Kostüm für diesen Karnevalstag gewählt hatte. Ganz bestimmt hatte sie sich als Nonne verkleidet.

Unter Hyänen

Die Strafe für meine „Gotteslästerung“ folgte am nächsten Tag. Während ich mich am ersten Tag meines Aufenthaltes im Kinderheim St. Joseph Gelsenkirchen nach der öffentlichen Verkündung „der aus der Irrenanstalt“ zu sein, voller Scham von allen anderen Kindern so gut es ging fernhielt, die spöttischen Blicke und Bemerkungen still ertrug und meinen zugewiesenen Schlafplatz unten links in einem Doppelstockbett einnahm, gelang mir diese Zurückhaltung am nächsten Tag nicht mehr.

Es war Freitag, mein erster Freitag in meinem neuen „Zuhause“. Als am Vormittag alle anderen Kinder aus meiner Gruppe in die Schule gingen, rief mich Schwester Therese zu sich und ergoss sich in einen strengen Monolog. Sie erklärte mir in bestimmendem Ton, dass weder sie noch der liebe Gott froh darüber seien, dass ich ausgerechnet bei ihr gelandet war. Sie wisse, was ich „für einer wäre“, dass ich zu dumm sei um mit den anderen Kindern in die Schule zu gehen und dass ich nicht damit zu rechnen hätte, dass sich irgendjemand im Heim für mich interessiere. „Auf ein paar Tage kommt´s bei Dir nicht an, Du gehst erst später wieder in die Sonderschule, die warten nicht auf Dich. Heute ist Freitag, Du wirst also gottgefällig anfangen zu putzen, eigentlich ist Samstag der Putztag, aber Du Nichtsnutz wirst den anderen Kindern etwas Arbeit abnehmen“. Sie führte mich in den Gemeinschaftswaschraum, drückte mir Scheuerpulver und einen Lappen in die Hand und verließ mit einem „Du kommst hier nicht vor Mittag raus“ den Raum.

Ich füllte ein Waschbecken mit Wasser, nahm den Lappen, tauchte ihn ein und begann zu putzen. Die Waschbecken, die Wände, die Toiletten – eine nach der anderen – den Boden, auf Knien, alles mit diesem einen Lappen. Gegen Mittag hörte ich die anderen Kinder zurückkommen und kurz darauf stand Schwester Therese mit einer Abordnung von 10 Kindern vor mir im Waschraum. Sie schaute sich um und war alles andere als begeistert von meiner Arbeit. Sie riss eine Toilettentür nach der anderen auf, schaute hinein und verkündete laut „Nun seht Euch an, was dieser Schwachkopf hier angerichtet hat! Das dürft Ihr alle zusammen morgen noch mal putzen! Alle raus hier bevor ich mich vergesse!“ Dann zeigte sie auf mich und sagte geifernd „Du wirst schon sehen, was Du davon hast“.

Ich folgte den anderen zum Mittagessen ins Erdgeschoss des Flachbaus, meine Hose und meine Ärmel waren nass vom Putzen und rochen nach Scheuerpulver. Ich spürte die Blicke der anderen Kinder und die Nachricht von meiner Unfähigkeit den Waschraum ordentlich zu putzen ging herum wie ein Lauffeuer. Das Tischgebet war kurz, das Essen – Fisch und Kartoffelbrei – fürchterlich. Danach verkündete Schwester Therese mit lauter Stimme „Der neue aus der Irrenanstalt ist selbst zum Putzen zu dumm, daher muss der Waschraum morgen nochmal geputzt werden“ und mehr brauchte es nicht um nunmehr alle versammelten Kinder in den Kampfmodus zu versetzen. Gleich nach dem Essen ging es in den Aufenthaltsraum und blitzschnell scharten sich alle um mich herum um mir eine Abreibung zu verpassen.

Unter lautstarken Beschimpfungen wurde der „Neue aus der Irrenanstalt“ verprügelt, ich hatte keine Chance. Ich weiß nicht wie lange es dauerte, bis ich am Boden lag und man endlich von mir abließ. Ich weiß nicht wie viele Beschimpfungen es waren, wie viele Schläge und Tritte. Das war nun also die Strafe für meine Gotteslästerung.

In der Kinderpsychiatrie musste ich mich nur vor den Schwestern, Pflegern und Ärzten fürchten. Hier musste ich jeden fürchten. Es war nicht die letzte Schlägerei und es war selten ein harmloser Streit unter Kindern. Es war gezielte Manipulation, es war Programm. Kinder können grausam sein und hier wurden sie zur Grausamkeit animiert. Hier wurden Opfer zu Tätern gemacht, mit System. Wenn immer Kinder sich hier geprügelt haben wurde weggeschaut. Es ist nie jemand dazwischengegangen, wenn Kinder wie Hyänen brutal über einander hergefallen sind, oft zu mehreren. Es war wie im Krieg.

Und der hatte gerade erst begonnen.

Zuckerbrot und Peitsche

Von den Blessuren meiner ersten Prügelei erholte ich mich recht schnell. Ein paar blaue Flecken und ein blaues Auge, das Schwester Therese mit Genugtuung zur Kenntnis nahm, erinnerten mich allerdings täglich daran, dass ich vorsichtig sein musste. Die Schmerzen waren auszuhalten und ich konnte eh nichts gegen sie unternehmen. Besonders schmerzte jetzt mein Rücken wieder, aber daran war ich ja gewöhnt. Irgendwie fühlte ich mich damals sogar ein wenig selbst schuldig dafür, dass ich diese Strafe bekommen hatte.

Das erste Wochenende hindurch verhielt ich mich still, redete mit niemandem, wenn ich nicht angesprochen wurde und versuchte nicht aufzufallen. Die anderen Kinder ignorierten mich weitestgehend, niemand wollte mit einem aus der Irrenanstalt Freundschaft schließen. Der Samstag war fürchterlich, gleich nach dem Essen teilte Schwester Therese uns in Gruppen für das große Putzen ein, das nun jeden Samstag den Großteil des Tages ausmachen sollte. Für den Waschraum, den ich bereits am Tag zuvor geputzt hatte, wurden 2 Jungs eingeteilt, die sich darüber sehr freuten. Meine dort geleistete Arbeit war nicht annähernd so schlecht wie Schwester Therese es darstellte. Es sollte vielmehr der Vorwand dafür sein, die anderen gegen mich aufzuhetzen.

Das funktionierte hervorragend. Jung und naiv, wie Kinder nun mal sind, war es einfach, damit die Kinder mit sich selber zu beschäftigen und Aggressionen auf andere Kinder zu lenken (Dieses Spiel funktioniert, wie ich heute weiß, mit etwas mehr Raffinesse auch bei Erwachsenen und ist Bestandteil jedes Teile&Herrsche-Systems). Das Mittagessen war grauenhaft, ein Brei aus weißen Bohnen und Speck, dazu schrecklich versalzen. Der schwammige Fisch am Vortag und die zahlreichen Gräten die ich verschluckte, waren dagegen fast eine Delikatesse.

Den ganzen Samstag über lag eine aggressive Stimmung in der Luft, wie ich schnell feststellte, war der Samstag der schlimmste Tag der Woche. Am Sonntag kam regelmäßig Besuch von außerhalb, dann musste das ganze Heim glänzen. Und Schwester Therese nutzte ihren Rohrstock bei kleinsten Verfehlungen, oder auch nur, wenn sie dazu Lust hatte, um uns wirksam vor versammelter Gruppe zu züchtigen und gar nicht erst die Idee aufkommen zu lassen, man könnte beim Putzen nachlässig arbeiten.

Der Sonntag war hingegen recht angenehm, wie schon im Kinderheim Odenthal wurden wir an den Wochenenden herausgeputzt, saubere Fingernägel, geputzte Schuhe und das beste Hemd, denn erst ging es in die Kirche und manche der Kinder bekamen am Sonntag Besuch, da musste alles in bester Ordnung sein.

Direkt nach dem Frühstück ging es erst in Reih´ und Glied in die St. Augustinus-Kirche, die sich direkt auf der anderen Straßenseite befand. In der Kinderpsychiatrie gingen wir auch manchmal in die Kirche, aber immer in eine evangelische, ich wusste dass ich evangelisch getauft wurde. Das Kinderheim St. Joseph war aber eine katholische Einrichtung und jedes Kind hier hatte katholisch zu sein. Hier hätte man sogar die Zeugen Jehovas zwangskonvertiert. In der Kirche war es kalt, aber der prachtvolle Altar und die bunten Fenster strahlten eine seltsame Wärme aus. Ich erinnerte mich an die Bekreuzigung nach dem Gebet am ersten Tag und beobachtete daher die anderen Kinder in Ihren Gesten um sie nachzuahmen und nicht wieder für eine Gotteslästerung bestraft zu werden. Ich war sehr damit beschäftigt richtig aufzustehen, mich zu knien, zu bekreuzigen und den Mund zu bewegen bei den Gebeten, die mir fremd waren. Aber es gelang mir so gut, dass selbst Schwester Therese, die mich ständig beobachtete, nichts auszusetzen hatte.

Sogar das Essen war besser als in den Tagen vorher, am ersten Sonntag gab es Braten mit Kartoffeln und Gemüse. Den Nachmittag verbrachten alle Kinder gemeinsam im Besucherraum und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben fern. Ein großer Schwarz-Weiß-Fernseher stand im Besucherraum und wir durften, wie ab jetzt jeden Sonntag, Flipper ansehen, die Geschichte von zwei Brüdern die Freundschaft mit einem Delphin geschlossen hatten und in einer rundum heilen Welt lebten.

Eine knappe halbe Stunde heile Welt. Direkt neben dem Fernseher saß stets eine ältere Nonne, deren Name ich nicht kannte. Ihre Aufgabe bestand darin, das Programm zu überwachen. Wenn immer sich während einer Sendung eine Kusszene oder eine andere jugendgefährdende Katastrophe andeutete, drehte sie kurzerhand mit ernster Miene das Bild weg – was stets zu einem launischen Raunen und tuscheln unter den Kindern führte. Flipper endete stets mit einem Happy-End, wirkte damals ziemlich beruhigend auf mich und erinnerte mich stets an meinen weißen Hasen, den ich vier Jahre zuvor zurückgelassen hatte. In Gedanken war er immer noch bei mir.

In der Woche darauf gingen die anderen Kinder morgens zur Schule und Schwester Therese teilte mich in dieser Zeit zu irgendwelchen Arbeiten ein. Sie hatte ja bereits angekündigt, dass man in der Sonderschule (die anderen Kinder besuchten die Volksschule) nicht auf mich wartete und ich denke, sie hatte auch keine Lust zu erklären, warum ich am ersten Tag mit einem blauen Auge in der Schule erschien. Die Schule musste also warten. Die Arbeiten, die mir Schwester Therese auftrug reichten von Aufräumen, Wäsche sortieren und falten bis zum Putzen aller möglichen Räume und Gegenstände. Selten konnte ich es ihr recht machen, meist raunte sie mich an und brachte mit Schlägen auf Kopf und Hände ihr Missfallen zum Ausdruck. So gegen 11 Uhr begann dann täglich mein Dienst in der Küche. Ich schälte Kartoffeln und putzte Gemüse, es war ganz angenehm in der Küche.

Die Nonne, die für die Küche verantwortlich war und die zivilen Küchenhilfen waren recht freundlich und Schwester Therese kontrollierte mich in der Küche nur selten. Ich konnte der Schwester Chefkoch bei der Arbeit zusehen und wusste daher, was sie zubereitete. Am ersten Tag sah ich, wie sie große Schnitzel klopfte, panierte und zum Braten bereit legte. Ich hatte haufenweise Kartoffeln geschält und freute mich schon ein wenig auf das Schnitzel am Mittag.

Das Mittagessen wurde, nachdem alle Kinder aus der Schule zurück waren, mit einem Wagen von der Küche im Schwesternwohnheim zu den einzelnen Flachbauten gebracht, jeden Tag holten jeweils 2 ältere Kinder aus jeder Gruppe den Wagen mit dem Essen ab und verteilten das Essen unter den strengen Blicken von Schwester Therese. Während ich mich wirklich auf das Schnitzel freute, verteilte man zu meinem Erstaunen eine zähflüssige Linsensuppe und trockenes Brot, das eindeutig schon ein paar Tage alt war. Jeden Tag in der ersten Woche konnte ich in der Küche sehen, wie die Köchin die leckersten Gerichte zubereitete, während wir Kinder Eintöpfe, dicke Bohnen oder Leber zu essen bekamen. Das gute Essen blieb im Schwesternwohnheim, die Schwestern hatten im obersten Stock eine eigene Mensa, zu der kein Kind jemals Zutritt hatte. Das Essen für uns war teilweise so schlecht, daß sich Kinder während der Mahlzeit erbrechen mussten.

Wer sein Essen erbrach, wurde gezwungen das Erbrochene wieder zu essen. Während des Essens den Raum zu verlassen war unmöglich. Wer seinen Teller nicht leer aß, bekam den Rohrstock. Und zwar so lange bis der Teller leer war.

Gegen Ende der Woche war mein blaues Auge abgeheilt, am Sonntag gab es wieder Braten und Flipper – und der nächste Montag sollte mein erster Tag in der neuen Schule sein, was mich optimistisch stimmte. Eine Woche ging vorbei, viele weitere sollten folgen.

Back to school

Ich freute mich auf die neue Schule. Meine Erfahrungen in der ersten Woche im Kinderheim St. Joseph waren nicht so angenehm wie ich sie mir erhofft hatte, neben einer sadistischen und herrschsüchtigen Schwester Therese hatte ich nun auch Kinder um mich herum, die ich fürchten musste. In der Kinderpsychiatrie war ich ein gesundes Kind unter vielen Kranken, im neuen Kinderheim war ich der Irre unter den gesunden. Es war eine verkehrte Welt, die ich nicht verstand.

In der Sonderschule, die ich während meiner Zeit in der Kinderpsychiatrie besuchen durfte, hat man mir die Aufmerksamkeit geschenkt, die mir in der Klinik verwehrt wurde. Ich hatte Freunde, freundliche und aufmerksame Lehrer, ich lernte, so gut ich konnte und es machte mir Spaß zur Schule zu gehen. So gut ich konnte bedeutete nicht immer mit Erfolg: Mir war, bis ich neun Jahre alt war die Schule verwehrt, erst durch eine Gesetzesänderung im Jahre 1966 war der Klinik dies nicht mehr möglich. Hätte man mich weiterhin nicht zur Schule geschickt, so wäre hierfür ein medizinisches Gutachten durch einen externen Psychologen erforderlich gewesen. Das Risiko, daß ein solcher Gutachter feststellt, dass ich psychisch kerngesund sei, war offenbar zu groß, also steckte man mich in eine Sonderschule – meinem Alter entsprechend in die 3. Klasse. Wenn man die erste und zweite Klasse überspringt und einem die Vorkenntnisse fehlen, dann ist es nicht immer leicht – wenn man sich auch noch so anstrengt – dem aktuellen Stoff zu folgen.

Hinzu kam, dass durch den pseudomedizinischen Eingriff in meinen Rücken eine weitere monatelange Fehlzeit in der Schule entstand. Ich habe also selbst den Stoff dieser dritten Klasse niemals gänzlich abgeschlossen. In Gelsenkirchen wurde ich dann mit 12 Jahren in die fünfte Klasse der örtlichen Sonderschule eingeschult, mitten im laufenden Schuljahr.

Ich bekam am Morgen des ersten Schultages eine Monatsfahrkarte ausgehändigt und eine junge Praktikantin begleitete mich zum Bus und zeigte mir den Weg zur Schule. Sie war sehr freundlich und lächelte mich unentwegt an. Schon von Außen sah ich, dass die neue Schule erheblich größer war als die, die ich vorher besuchte. Die junge Praktikantin lieferte mich im Sekretariat der Schule ab und fragte mich besorgt, ob ich den Weg zurück alleine finden würde. Ich bejahte das, mein Stolz ließ nichts anderes zu und ich erinnerte mich an die Worte von Schwester Therese von Samstag, die laut und vor allen anderen mitteilte: „Am Montag geht der kleine Schwachkopf endlich auch zur Schule, natürlich in eine Schule für Dumme. Wage es bloß nicht zu spät zurückzukommen, dann bist Du ganz schnell wieder zurück in Deiner Irrenanstalt“. Ich merkte mir also, wo die Bushaltestelle war und vertraute darauf, dass der Fahrer des Busses 383 die Strecke in die Altstadt von Gelsenkirchen kannte. Mein Vertrauen wurde nie enttäuscht, der Bus hat sich in der ganzen Zeit nicht einmal verfahren.

Der Ton in der Schule war rau, die meisten Lehrer taten dort Dienst nach Vorschrift. Sicher war man über meine bisherige Laufbahn informiert, aber darauf wurde hier keine Rücksicht genommen. Entsprechend waren meine Leistungen. Mathematik mangelhaft, Gesellschaftskunde gut. Zögerliche Versuche, die Schwestern, die den anderen Kindern bei den Hausaufgaben halfen, zu bitten mir auch ein paar Fragen zu beantworten, schlugen fehl. „Du bekommst hier keine Nachhilfe, das wäre ja noch schöner. Wenn Du zu dämlich für die Dummschule bist, dann ist Dir auch nicht zu helfen“. Ich kam so gerade über die Runden in der Schule. Prügelstrafe, vornehmlich mit einem langen Lineal auf die ausgestreckte Hand, war auch in der Schule an der Tagesordnung. Im Laufe meiner Zeit an dieser Schule wurde immerhin ein Lehrer suspendiert, nachdem ein Schüler nach einem kräftigen Schlag ins Gesicht stürzte und ins Krankenhaus gefahren werden musste.

Meine Erinnerung an diese Zeit in der Schule ist recht monoton, auch hier waren sich die Kinder mehr Feind als Freund. Trotzdem hatte ich in meiner Klasse bald einen guten Freund gefunden. Miguel hatte nicht nur einen spanischen Vater, er hatte auch südländisches Temperament und war, obwohl wir gleichaltrig waren, größer und viel kräftiger als ich. Von Miguel habe ich schnell gelernt, dass es sich lohnt, sich nicht alles gefallen zu lassen.

Die Freundschaft zu Miguel bewirkte, dass ich weitestgehend von Übergriffen durch andere Schüler verschont blieb, seine harte Hand war bekannt dafür, dass sie schmerzhaft Eindrücke hinterließ. Miguel hatte seltsamerweise auch von Lehrern nichts zu befürchten. Er wagte es, zu widersprechen und ließ sich nicht alles gefallen. Zu Beginn hat mir das „nur“ ein wenig imponiert, mit der Zeit lernte ich jedoch, es ihm gleichzutun.

Abhauen war doch (k)eine Option

Allen Widrigkeiten zum Trotz hatte ich mich schnell in Gelsenkirchen eingelebt. Als Kind nimmt man äußere Umstände, die man offensichtlich eh nicht ändern kann, eben hin. Kinder sind nicht dümmer als Erwachsene, sie sind einfach nur leichter zu manipulieren. Obwohl Schwester Therese sich alle Mühe gab, mich als den „Irren, der auf die Dummschule geht“ zu präsentieren, merkten die Kinder um mich herum mit der Zeit, dass ich eigentlich ein ganz normaler Junge war. Hinzu kam, dass die Fluktuation an Kindern im Heim recht hoch war, immer wieder verschwanden Kinder von einem Tag auf den anderen und es kamen neue. Ralf* war eines von den Kindern, die nicht nur einmal verschwanden.

Ralf war ein Jahr jünger als ich und hatte besonders unter den Prügel- und Psychoterrorattacken von Schwester Therese zu leiden. Er ist weggelaufen. Es war eigentlich nicht schwer aus dem Heim zu fliehen, es gab weder Gitter vor den Fenstern noch einen Zaun um das Gelände. Ralf war eines Abends einfach weg und Schwester Therese war außer sich vor Wut. Alle Kinder wurden intensiv verhört und wer auch nur irgendeine Antwort gab, die Schwester Therese nicht genehm war, bekam den Rohrstock zu spüren. Niemand von uns Kindern wusste, wohin Ralf geflüchtet war. Es gab genug Kinder, die sich dem System im Kinderheim soweit unterworfen hatten, dass sie in bester Denunziantenmanier und als Kinder-Kapo ihre besten Freunde verraten hätten.

** (Name geändert)*

Wer sich gut stellte mit dem System, der wurde von Prügel verschont und genoss Vergünstigungen. Aber niemand wusste, wo Ralf war. Er hatte sich niemandem anvertraut, wohl wissend dass er verraten werden könnte.

Es dauerte nur 2 Tage, da wurde Ralf von der Polizei zurückgebracht. Der Streifenwagen parkte direkt vor dem Schwesternwohnheim und alle konnten sehen, wie Ralf von zwei uniformierten Polizisten hineingeführt wurde. Es dauerte nicht lange bis der Polizeiwagen wieder wegfuhr und wir warteten gespannt was nun folgte. Erst am Abend brachte Schwester Therese Ralf zu uns zurück in die Gruppe. Sein Gesicht war aufgequollen und rot, seine Augen feucht. Offenbar hatte er neben stundenlangen Beschimpfungen und einem ausgiebigen Verhör auch die eine oder andere Ohrfeige kassiert. Ralf sprach tagelang kein Wort, mit niemandem. Als er gefragt wurde, wo er gewesen sei und was man mit ihm gemacht hatte, schüttelte er nur traurig seinen Kopf. Er war dazu verpflichtet worden, nichts zu sagen. Er stand in den nächsten Tagen und Wochen unter ganz besonderer Aufsicht und bei den kleinsten Verfehlungen war Schwester Therese sofort lautstark mit ihrem Rohrstock zur Stelle. Es war nur zu offensichtlich, wie sehr Schwester Therese es genoss, ihn vor uns allen zu demütigen.

Es war nicht das einzige Mal, dass Ralf verschwand. Er hielt den Terror einfach nicht aus und haute immer wieder ab. Kaum jemand von uns traute sich das, wir wussten ja, dass die Polizei uns früher oder später zurückbringen würde.

Und wir wussten was uns dann erwartete. Diese Form der Abschreckung war stärker als jede Mauer die man hätte bauen können, um die Kinder von einer Flucht abzuhalten. Bei mir persönlich war es dann auch noch die Drohung, wieder in die Kinderpsychiatrie eingewiesen zu werden. Eine Perspektive die ich mir nicht wünschte. Das Leben hier war zwar nicht schön, aber immerhin wurde man nicht mit Spritzen ruhig gestellt und ans Bett fixiert. Und ich hatte hier mittlerweile auch Freunde, die ich nicht mehr missen wollte. Ich hätte auch gar nicht gewusst wohin, ich hatte ja niemanden.

Ralf hatte einen leiblichen Vater und eine Stiefmutter. Ich weiß heute, dass er jedes Mal zu ihnen geflüchtet ist und dort liebevoll aufgenommen wurde. Seine Familie lebte nicht weit weg, etwas über zehn Kilometer entfernt vom Kinderheim, er kannte den Weg und es mag ihn vielleicht zwei Stunden strammen Marsches gekostet haben. Es war ein leichtes für die Polizei, ihn dort aufzuspüren und im Namen des Gesetzes wieder ins Kinderheim zurückzubringen.

Irgendwann kam Ralf dann nicht mehr zurück. Er war schon eine ganze Weile weg und wir alle bekamen seine Abwesenheit durch noch mehr Wutausbrüche Schwester Thereses zu spüren. An einem der darauffolgenden Samstage, nach dem großen Putzen, erklärte sie uns in wütendem lauten Tonfall: „Ralf kommt nicht mehr zu uns zurück. Sein asoziales Verhalten und sein ständiges Abhauen haben ihm nicht geholfen. Er ist jetzt in einer Besserungsanstalt, in einem Gefängnis für Kinder.“

„Denkt daran, wenn Ihr vorhabt es ihm gleich zu tun. Gott sieht alles und er wird Euch der gerechten Strafe zuführen!“.

Spätestens bei dieser Ansprache war klar, dass Weglaufen keine Option für uns darstellte. Ralf wurde weggesperrt, bestimmt hinter hohe Mauern und Gitter. Dagegen musste das Leben hier im Kinderheim ja ein Paradies sein. Bei den allermeisten wirkte diese Abschreckung perfekt.

Ich weiß heute, dass Ralf keineswegs in einer Besserungsanstalt landete. Sein Vater und seine Stiefmutter waren von den Erzählungen über seine Erlebnisse im Kinderheim so mitgenommen, daß sie das Sorgerecht für ihn zurück erstritten. Er war wieder bei seiner Familie und es ging im dort gut. Schwester Therese wusste das. Aber dies zuzugeben, wäre ein zu herber Rückschlag für sie gewesen und Ihr Kartenhaus aus Angst und Abschreckung wäre in sich zusammengefallen.

Das passte nicht in die Welt von permanenter Angst und Prügelstrafe im Kinderheim St. Joseph. Wir vermissten Ralf damals sehr und sein Verlust bedeutete für uns nur noch mehr Terror. Psychoterror und Prügeln im Namen des Herrn. Amen.

Badetag

Die UN-Resolution 3452, die Erklärung über den Schutz aller Personen vor Folter und anderer grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe, trat im Dezember 1975 in Kraft und war der Vorläufer der UNO-Antifolterkonvention. Gefoltert wurde in Guantanamo, in Abu Ghraib, in mittelalterlichen Folterkellern unter der spanischen Inquisition aber nicht in katholischen Kinderheimen. Mag man meinen.

Anfang der 70er Jahre kannte man diese UN-Resolution noch nicht. Und sie war 1975 auch nur eine Empfehlung. Erst im Jahr 1986 verpflichtete sich die Bundesrepublik Deutschland im Rahmen der Antifolterkonvention Verstöße gegen das Folterverbot zu ahnden. Es mag Zufall sein, dass man die Nonnen im Kinderheim St. Joseph zu diesem Zeitpunkt durch professionelle Pädagogen und Kinderbetreuer abgelöst hatte. Das war alles lange nach meiner Zeit, ich möchte daher ein wenig über die Praktiken der moralischen Erziehung von Heimkindern vor dieser Zeit berichten.

Samstags wurde im Kinderheim St. Joseph nicht nur das Haus geputzt, es war auch Badetag. Im Keller der Flachbauten, in denen wir Kinder untergebracht waren, gab es Duschen, die ausschließlich den Jungen vorbehalten waren. Im Obergeschoss, in denen sich auch die Schlafräume befanden, gab es einen großen Waschraum mit Badewanne, hier badeten sowohl Mädchen als auch Jungen.

Man wurde als Junge jeden Samstag individuell eingeteilt, ob man zu duschen oder zu baden habe. Wurde man für die Dusche eingeteilt, hatte man Glück. War man als Junge unter denen, die ein Bad nehmen mussten, war man meist nicht so gut dran. Beim samstäglichen Großputz gab es einen regelrechten Wettstreit wer besser und sauberer putzte, nur um nicht in den Genuss eines Wannenbades zu kommen. Bis heute meide ich Badewannen.

Gebadet wurde unter Aufsicht von Schwester Therese. Beim Duschen fürchtete man maximal eine kleine Prügelei, aber keinesfalls Todesangst. Das Baden jedoch war eine Zeremonie, die sich niemand wünschen würde, kennenzulernen. Alle Kinder mussten nackt im Bad antreten, dann wurde die Wanne mit Wasser gefüllt. Schwester Therese rief jedes Kind einzeln auf und stand immer direkt neben der Wanne. War man ein Mädchen, hatte man die Chance, nur kurz in das lauwarme Wasser zu steigen, abgeseift zu werden und möglichst schnell wieder aus dem Wasser zu sein. War man als einer der ersten dran, war das Wasser noch relativ sauber, handwarm und man hatte wenig zu befürchten. Wer sich den Unmut von Schwester Therese zugezogen hatte – und das waren allzu oft die jüngsten unter uns – der bekam den „Segen“. Wie ein Pfarrer bei der Segnung legte Schwester Therese eine Hand, manchmal auch beide auf den Kopf des oder der Badenden, sprach ein schnelles „Herr vergib ihm/ihr“ und tauchte dann mit aller Kraft den Kopf des Kindes unter Wasser. Manchmal einmal, manchmal mehrmals.

Je nach Gemütszustand von Schwester Therese dauerte dies mehrere Sekunden. Wenn es der eigene Kopf ist, der wehrlos unter Wasser gehalten wird, dann ist es eine Ewigkeit. Manche konnten die Luft anhalten, manche haben Wasser geschluckt, viele haben panisch um sich geschlagen und japsten nach Luft, wenn sie schließlich wieder auftauchten. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man spätestens beim zweiten Untertauchen daran glaubt, es nicht zu überleben. Ich hatte Todesangst.

Dies alles geschah ganz bewusst vor den Augen der anderen, öffentliche Demütigung und Bestrafung durch Wasserfolter. Es traf nicht alle, aber es traf die meisten, die zum Bad eingeteilt wurden. Niemand hat es gewagt sich zu wehren oder etwas zu sagen. Man schaute teils betroffen, teils wissend was einen erwartet, auf den Boden, manchmal schaute man hin, hilflos, unfähig etwas zu tun. Gott sieht alles und führt jedem seiner gerechten Strafe zu. Wir dachten damals, es wäre die Strafe Gottes. Heute weiß ich, dass Schwester Therese dafür wohl in Hölle kommt. Und sie weiß es auch.

Stellungswechsel

Kennt Ihr Miguel Hidalgo? Nein? Das mag daran liegen, dass Miguel Hidalgo schon 1811 gestorben ist, in Mexiko. Eigentlich war Miguel Hidalgo Priester, wenn auch keineswegs ein typischer Landespfarrer. Er vertrat einen modernden, aufgeklärten Katholizismus. Sogar mindestens vier Kinder werden dem kirchlichen Feindenker nachgesagt. Er scherte sich wenig um die Weisungen seiner Vorgesetzten, was ihn naturgemäß nicht sonderlich beliebt machte. Um den rebellischen Priester loszuwerden, versetzten sie ihn in das unbedeutende Städtchen Dolores (heute Dolores Hidalgo) im Bundesstaat Guanajuato. Am 16. September 1810 (dem heutigen Feiertag der mexikanischen Unabhängigkeit) versammelte Miguel Hidalgo mit stürmischem Glockengeläute seine Anhänger aus der Region von Dolores. Er wetterte gegen die spanische Krone und rief mit einem mehrfachen „Viva Mexico!“ zum Unabhängigkeitskampf auf. Der vertriebene Gemeindepriester wurde zum wild entschlossenen Rebellenführer. Er war ein Freiheitskämpfer. Er wusste, dass Menschen nicht dazu geboren werden um in Unterdrückung und Manipulation zu leben. Er kämpfte aus Überzeugung.

Mein bester Freund in den Jahren 1969 bis 1971 war Miguel aus meiner Klasse. Er war, obwohl wir fast gleichaltrig waren, einen guten Kopf größer als ich, von – für sein Alter (wir waren 1970 gerade mal 13 Jahre alt) von muskulöser Statur und verfügte über ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Er hatte eine Familie, zu der er jeden Tag nach der Schule heimkehrte, wenn ich mit dem Bus 383 ins Heim zurück fuhr.

Miguel ließ sich nichts gefallen. Nicht von indoktrinierten Mitschülern und nicht von Lehrern, denen die Schüler ziemlich egal zu sein schienen. Miguel und ich verbrachten in der Schule viel Zeit gemeinsam, auch außerhalb des Unterrichts. Mit ihm an meiner Seite fühlte ich mich vor Übergriffen jeder Art sicher. Miguel zögerte nicht, zurückzuschlagen wenn er sich angegriffen fühlte und trotzdem war er der friedlichste Mensch den man sich vorstellen kann. Ich bewunderte Miguel. Er konnte gut von böse unterscheiden und er motivierte mich.

Es muss im Sommer 1970 gewesen sein, in den Sommerferien begab sich unsere Gruppe für eine Woche nach Meinerzhagen. So eine Art Ferienlager. Das bedeutete, das Kinderheim konnte einen Ausflug organisieren und bekam dafür ordentlich Geld. Für uns Kinder änderte sich nur der Ort des Terrors. Hier war alles wie immer, Schwester Therese und eine Praktikantin führten die Aufsicht über alles was wir zu tun und zu lassen hatten. Wir bekamen Bibellesungen und es gab zwei Putztage, denn Schwester Oberin kündigte sich zum Besuch an – aber immerhin war das Essen hier besser. Es regnete schon seit Tagen in Strömen, alle freuten sich darauf endlich mal vor die Tür zu gehen und gemeinsam die versprochene Wanderung durch das Sauerland zu erleben. Es war hier recht hügelig, die Natur lag vor der Nase. Das Wetter war bestimmt auch eine Strafe Gottes, ich machte meinem Unmut Luft und sagte „So ein Scheiss Wetter hier“. Ich weiß nicht woher der Schlag kam, aber er traf mich so hart, dass ich erst mein Gleichgewicht und das Bewusstsein verlor.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich nur in das zornige Gesicht von Schwester Therese. Ich schloss meine Augen und dachte an Miguel. Schwester Therese hatte mich bewusstlos geschlagen weil ich Gottes Werk, das Wetter, kritisiert hatte.

In Meinerzhagen, dem beschaulichen Ort im Sauerland gab es nichts für uns. Entweder war schlechtes Wetter oder wir mussten die Jugendherberge, in der wir zu Gast waren, putzen. Es war Zeit, nach Gelsenkirchen zurückzukehren.

Es verging keine Woche zurück im Kinderheim St. Joseph, als ich Zeuge wurde wie Schwester Therese die kleine Rosi – sie war gerade 8 Jahre alt – im Zornesrausch gegen einen Heizkörper schleuderte, dass ihr aus einer Platzwunde am Kopf das Blut über das Gesicht strömte. Ich weiß nicht was Rosi verbochen hatte, um sich diesen tiefen Zorn zu verdienen, aber es war ganz bestimmt eine gotteslästerliche Tat, die nach Vergeltung schrie. Am selben Tag erwischte es auch Ralf, den rothaarigen. Er landete nach einem Schlag mit Schwester Thereses linker Faust an der Kühlschranktüre in der Küche, in der wir für die Mensa des Schwesternheims Gemüse putzten.

Dann war ich an der Reihe. Es war der Zucker. Schwester Chefkoch trug mir auf, Zucker umzufüllen, es gelang mir nicht perfekt, ein paar Gramm Zucker landeten auf dem Tisch und Schwester Therese wurde Zeuge.

Sie zog mich an den Haaren und wollte gerade zum Schlag ausholen, als mich offenbar der Geist Miguels ergriff und ich es wagte mich zu wehren. Ich habe keine Ahnung woher ich Kraft und Mut nahm, aber ich machte mich gerade, zog meinen Kopf zurück und griff mit der rechten Hand nach Schwester Thereses Kragen. Wie in Trance gelang es mir zu meiner eigenen Überraschung sie in Richtung Küchentisch zu drehen und für einen kleinen Moment fühlte ich mich stark genug ihr entgegen zu schreien „Jetzt ist es genug, Schwester! Wenn Sie uns nicht sofort in Ruhe lassen, gehe ich zur Schwester Oberin und sage ihr, was Sie hier mit uns anstellen!“

Ich kam zur Besinnung und ließ von ihr ab, drehte mich ab und erwartete meine Strafe, es war mir egal was nun folgen würde. Schwester Therese sammelte sich und wandte sich von uns ab. Sie kramte etwas in der Küche, dann verließ sie wortlos den Raum. Es folgte keine Strafe. Sie verschwand für den Rest des Tages. Sie hat mich seither nie wieder angefasst, ich musste seitdem nie wieder in die Badewanne. Der Geist Miguels war mir näher als der heilige Geist. Danke Miguel. Viva Mexico! Viva la Revolution!

Schwester Maquereau

Nachdem ich es gewagt hatte, wegen ein paar Gramm verschütteten Zuckers gegen Schwester Therese und Ihre Prügelorgien aufzubegehren, war ich weitestgehend vor weiteren Übergriffen und Intrigen von Ihr gefeit. Ich hatte ehrlich gesagt nicht damit gerechnet, dass meine Wehrhaftigkeit ohne negative Folgen blieb. Es erfüllte mich ein wenig mit Stolz und ermutigte mich ab diesem Moment für andere einzustehen, wenn ihnen Unrecht widerfahren war. Nicht immer war dieses Unrecht offensichtlich.

Anfang der 70er Jahre wurde ein Anbau am Schwesternheim fertiggestellt, in dem ein kleines Schwimmbad eingerichtet wurde. Offiziell eingeweiht wurde es eigentlich erst, nachdem ich das Kinderheim St. Joseph schon verlassen hatte, aber auch ich habe dort ein paar Bahnen im gechlorten Wasser ziehen dürfen. Dirk K. war etwas jünger als ich, ein drahtiger lieber Junge der öfter im Schwimmbad war als ich. Er hat dort etwas beobachtet, was er sich gewünscht hätte niemals zu Augen und Ohren bekommen zu haben.

Es kam immer mal wieder vor, dass Leute ins Kinderheim kamen, die dort eigentlich gar nichts zu suchen hatten. Geistliche, die die Einrichtung besuchten, oder auch Freunde oder Bekannte der Schwestern und des Personals. Herr Moltke* war einer von diesen Leuten. Er besuchte regelmäßig Schwester Therese und verbrachte viel Zeit im Kinderheim obwohl niemand so recht wusste warum.

Nun, Schwester Therese freute sich, wenn er zugegen war und so machte es schnell die Runde, dass er wohl ein guter Freund war. Auch Herr Moltke war häufig in dem kleinen Schwimmbad, ganz offenbar hatte Schwester Therese ihm das erlaubt.

Dirk weiß zu berichten – und er hätte sich das kaum ausdenken können – dass Herr Moltke nach dem Schwimmen nie alleine in der Umkleide verschwand, sondern immer gemeinsam mit einem der Mädchen. Es war nicht üblich, dass sich Jungen und Mädchen gemeinsam in einer Umkleidekabine aufhielten, er wollte wissen, was es damit auf sich hat und schaute nach. Dirk wurde Zeuge eines sexuellen Missbrauchs in den Umkleiden des kleinen Schwimmbades. Das Mädchen mit dem Herr Moltke in der Umkleide verschwand, war erst acht Jahre alt.

Dirk hat damals über den Vorfall geschwiegen. Wohl wissend, dass Herr Moltke ein guter Freund von Schwester Therese war, hätte er sich nichts als Probleme eingehandelt, wenn er auch nur ein Wort über das, was in der Umkleidekabine vorgefallen war, ausgeplaudert hätte.

Geschwiegen hat auch Holger*. Holger war ein wenig jünger als ich und von zierlicher Statur. Er war einen guten Kopf kleiner als ich und wir waren eine Zeitlang im gleichen Schlafraum untergebracht.

Holger war Messdiener, etwas um das ich ihn trotz meiner evangelischen Wurzeln ein wenig beneidete. Er durfte bei der sonntäglichen Messe neben dem Altar sitzen und beherrschte jeden Griff bei der Anreichung der zahlreichen Utensilien für den Pfarrer. Holger schien mir damals ein echter Glückspilz zu sein, denn er wurde häufig am Wochenende von einem mit Schwester Therese befreundeten Pfarrer abgeholt und durfte das Wochenende außerhalb des Kinderheims verbringen. Ich habe damals nicht verstanden, warum er sich nicht wirklich freute, wenn Schwester Therese ihm freudestrahlend erklärte, dass er sich schon am Samstag sein bestes Hemd anziehen soll und nicht am Großputz im Kinderheim teilnehmen musste. Wenn er am Sonntag zurückgebracht wurde, in einem großem dunklen Auto, dann wollte er mit niemandem reden und verbrachte den Rest des Tages alleine im Schlafrum.

Heute weiß ich von Ihm, dass er damals missbraucht und vergewaltigt wurde. Holger hat die längste Zeit seines Lebens darüber geschwiegen und leidet bis heute unter den Folgen des sexuellen Missbrauchs. Als er sich schließlich überwunden hatte das Bistum mit seiner Wahrheit zu konfrontieren, wurde ihm nach langem Kampf eine Entschädigung gezahlt. Sein Peiniger wurde niemals zur Rechenschaft gezogen.

Holger wusste damals, dass es besser war zu schweigen. Er wusste, welche Folgen es hatte, wenn man über die Ereignisse im Haus des Pfarrers spricht.

Dietmar* hat damals nicht geschwiegen. Nach seinem zweiten Wochenende in der Obhut des Gottesmannes war er so verstört, daß er es wagte Schwester Therese im Beisein anderer zu fragen, warum der Pfarrer ihm immer wieder in den Schritt fasste und ihn in sein Bett holte. Dietmar war damals elf Jahre alt.

Schwester Therese wurde sehr laut als sie Dietmar der Lüge bezichtigte, sie war außer sich vor Wut. Nicht darüber, dass Dietmar missbraucht wurde, sondern darüber, dass er es wagte darüber zu sprechen. Sie unterstellte ihm öffentlich, er würde den ehrenvollen Pfarrer zu Unrecht beschuldigen und ermutigte mehrere der älteren Jungen „Dietmar diese gotteslästerlichen Lügen mit den Fäusten auszutreiben“. Erst als er am Abend des nächsten Tages blutend am Boden lag und die drei älteren Jungen die ihn malträtierten ihn anschreien „Sag endlich, dass Du Dir das nur ausgedacht hast!“ - Drei Fäuste drohend im Anschlag und bereit erneut zuzuschlagen, sollte Dietmar sich weiterhin weigern seine Anschuldigungen zurückzunehmen – lenkte er resigniert und mit schmerzerfülltem Wimmern ein und schwieg danach über Jahrzehnte. Er hatte seine Lektion gelernt. Ihm – und allen anderen war klar: Niemandem der von Missbrauch berichtet wird Glauben oder Gehör geschenkt. Mehr noch: Die Wahrheit wurde bestraft. Dietmar hat den Großteil seines Lebens darüber geschwiegen. Das Bewusstsein darüber, daß ihm niemand glauben würde und er sich mehr Probleme einhandelt als löst, hatte sich ihm eingebrannt.

Erst im hohen Alter, als ihn seine Erinnerungen immer wieder einholten und er verzweifelt versuchte durch Alkohol und Drogen seine emotionalen Probleme zu kompensieren, war er in der Lage darüber zu sprechen. Er hat seine Kindheitserlebnisse in einer jahrelangen Traumatherapie aufgearbeitet. Bis heute hat er Probleme, vertrauensvolle Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen. Die Therapie hat ihm geholfen, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen und nicht mehr jede Nacht schweißgebadet aus Albträumen hochzuschrecken.

Schwester Therese hat damals nicht nur von dem allgegenwärtigen Missbrauch gewusst, sie hatte Ihren aktiven Anteil daran. Sie hatte ein perfides Auswahlverfahren: Sie nahm gelegentlich einzelne Kinder mit auf Ihr Zimmer.

Auch mir wurde diese zweifelhafte Ehre zuteil. Sie sagte, sie hätte ein Hautleiden und man müsse Ihr den Oberkörper mit einer Lotion einreiben. Schwester Therese entblößte Ihren ganzen Oberkörper und ich musste ihr erst den Rücken, dann Ihre Brüste mit einer Lotion einreiben. Sie sagte dann „Aber bitte zärtlich“. Wer sich hierbei geschickt anstellte, der wurde dann „weiterempfohlen“. Ich hatte das Glück, von diesem Ereignis so angewidert gewesen zu sein, dass ich mich nicht qualifizierte, ich war möglicherweise auch schon zu groß und aufmüpfig. Andere hatten dieses Glück nicht.

Kinder wie ich, die nicht für sexuelle Dienstleistungen vermittelt wurden, bekamen im Netzwerk von Schwester Therese andere Aufgaben. Im Herbst und Winter wurden wir an Kohlehändler „ausgeliehen“ und schleppten Briketts, in warmen Monaten erledigten wir einfache Arbeiten wie das Ausliefern von Waren für örtliche Einzelhändler, ich war damals ein begehrter Fleurop-Bote. Da diese Tätigkeiten außerhalb des Kinderheims eigentlich eine willkommene Abwechslung zum grauen Alltag waren, empfand ich das sogar als recht angenehm – und Trinkgeld gab es auch. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass es bei nüchterner Betrachtung nur einen Namen verdient: Vermittlung von Minderjährigen in die Schwarzarbeit, dessen Gewinn sich Unternehmer und das Heimpersonal teilten.

Eine Maquereau ist der französische Begriff für Makrele. Fischig und glatt. Umgangssprachlich benutzen die Franzosen den Begriff auch. Aber davon distanzieren sich mich.

** (Name geändert)*

Nachwort von Günter Scheidler und weitere Informationen

Warum dieses Buch? Bis heute holen mich meine Erinnerungen aus meiner Kindheit ein. Insbesondere die Kinder, mit denen ich meine Zeit in der Kinderpsychiatrie geteilt habe, gehen mir bis heute nicht aus dem Kopf. Sie sind es, die mich angetrieben haben, unsere Geschichte zu schreiben. Es ist mein tiefstes Bedürfnis, diesen Kindern ein Stück Ihrer Würde zurückzugeben.

Wir waren dem damaligen System hilflos ausgeliefert. Viele dieser Kinder konnten und können bis heute aufgrund Ihrer Behinderungen kein Zeugnis darüber abgeben was ihnen widerfahren ist. Ich fühle mich verpflichtet, auch für diese Kinder zu sprechen.

Mein Dank gilt den Lehrern und Lehrerinnen der Fröbel-Schule in Opladen, denen mein Leid und meine Situation nicht gleichgültig waren und sie offen die Meinung vertraten, dass mein Platz nicht in einer geschlossenen Kinderpsychiatrie ist. Sie haben mir möglicherweise mein Leben gerettet. Hierfür bin ihnen unendlich dankbar.

Viele meine Leidensgenossen damals hatten dieses Glück leider nicht.

Es ist mein Anliegen, dass die Verantwortlichen und deren Rechtsnachfolger für die damalige Situation sich Ihrer Vergangenheit stellen und den Opfern eine angemessene Entschuldigung entgegenbringen.

Ich widme dieses Buch meinem Freund Rackerlein, dessen weiteres Schicksal ich leider trotz intensiver Recherche nicht kenne.

Von ganzem Herzen danke ich Robby van Haaken, der meine Geschichte mit großem Einfühlungsvermögen in Worte gefasst hat.

Günter Scheidler

Ich habe im Herbst 1972, im Alter von 15 Jahren das Kinderheim St. Joseph in Gelsenkirchen verlassen, um ein Ausbildungsvorbereitungsjahr zu absolvieren. Untergebracht war ich in einem christlichen Jugenddorf, in dem ich gut behandelt wurde. Nach einem Praktikum in einer Zeche begann ich eine Lehre als Gebäudereiniger.

Ich besuchte während meiner Lehre noch mehrfach das Kinderheim und blieb mit meinen Freunden dort in Kontakt. Es gab später auch einen Freundeskreis ehemaliger Heimkinder die sich zu regelmäßigen Treffen, an denen auch Schwester Therese und andere Mitarbeiter des Kinderheims teilnahmen. Schwester Therese blieb nach dem ersten Treffen diesem Kreis fern, da sie dort mit Vorwürfen zu Ihren Taten und Fragen nach ihren aktuellen Erziehungsmethoden konfrontiert wurde.

Nachdem ich volljährig war, habe ich meinen Hauptschulabschluss mit einem Notendurchschnitt von 2,0 auf einer Volkshochschule nachgeholt. Trotz einer damit erfolgreich abgeschlossenen Schulbildung leide ich bis heute an kognitiver Dissonanz. Mit meiner Volljährigkeit habe ich auch meine erzwungene katholische Konfession abgelegt und wurde wieder in die evangelische Kirche aufgenommen.

Das gesamte Personal des Kinderheims St. Joseph in Gelsenkirchen wurde Anfang der 80er Jahre gegen pädagogisch geschultes, nichtkirchliches Personal ausgetauscht. Das Schwesternwohnheim wurde in ein Altenwohnheim umfunktioniert.

Ebenfalls in den 80er Jahren wurde die Kinderpsychiatrie am Landeskrankenhaus in Langenfeld, offenbar nachdem es dort zu einer Revolte der dort misshandelten Kinder gekommen war, geschlossen. Seither gibt es am Standort Langenfeld der Rheinischen Landeskliniken nur noch psychiatrische und psychologische Betreuung für Erwachsene.

Die Aufarbeitung der Geschichte von Gewalt und Missbrauch in Kinderheimen und Anstalten der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland wurde lange Zeit verhindert, ebenso eine ernstzunehmende Entschädigung der Opfer. Für viele Opfer ist es schwierig, selber aktiv zu werden da viele mit der Bewältigung Ihres Traumas und dem Bestehen im eigenen Leben so beschäftigt sind, dass für eine Auseinandersetzung mit Behörden und Gerichten wenig Kraft bleibt. Schweigen ist allzu oft die Alternative, um das Erlebte nicht noch einmal an sich heranzulassen.

Es gab in allen großen Anstalten ähnliche Gewaltmuster, die institutionelle Gewalt gegenüber den Kindern zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte nahezu aller Einrichtungen. Die Rheinischen Landeskliniken Langenfeld, in denen ich die schlimmsten Jahre meines Lebens verbringen musste, waren nicht auf Kinderpsychiatrie spezialisiert, daher war die Anzahl der hier verwahrten Kinder gegenüber anderen Anstalten wie z.B. der im sauerländischen Marsberg viel geringer. Die Geschichte von Marsberg wurde mittlerweile aufgearbeitet. Die Geschichte von Langenfeld wird weiterhin unter Verschluss gehalten, obwohl - oder gerade weil die kinderpsychiatrische Fachabteilung in Langenfeld Anfang der 80er Jahre übereilt aufgelöst wurde, nachdem es offenbar zu einem Aufstand der kleinen Patienten gegenüber dem Personal gekommen war. Hier gibt es noch viel zu tun.

Es wurden mittlerweile Entschädigungsfonds für die Opfer eingerichtet, die sich aus Steuergeldern finanzieren. Das Leid der Kinder fand damals auf Kosten der Gesellschaft statt und wird heute auf Kosten der Gesellschaft mit Steuergeld rekompensiert. Jedes Schicksal hat scheinbar seinen Preis. Die Strafbarkeit der Täter mag verjährt sein, der Schaden in der Gesellschaft und den Seelen der damaligen Opfer wird für immer bleiben.

Mit welchen Problemen Aufklärer mitunter zu rechnen haben erkannt man vielleicht am aktuellen Beispiel des Abschlussberichtes der Untersuchungskommission zum Missbrauchsskandal bei den Regensburger Domspatzen. Der für den Chor langjährig verantwortliche Ex-Papst-Bruder Georg Ratzinger sagte dem Bayerischen Rundfunk nach Vorlage des Abschlussberichtes: „Diese Kampagne ist für mich ein Irrsinn. Es ist einfach Irrsinn, wie man über 40 Jahre hinweg überprüfen will, wie viele Ohrfeigen bei uns verteilt worden sind, so wie in anderen Einrichtungen auch.“ Ein hoher Theologe und persönlich Verantwortlicher nennt es eine „Kampagne“ wenn das hundertfache Leid von missbrauchten, geschlagenen und gequälten Menschen untersucht wird.



Räckerlein

